

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Im Rattentempel

John Sinclair Nr. 305

von Jason Dark

erschienen am 08.05.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Rattentempel

Es war ein urwelthafter, schriller, böser, ängstlicher und noch nie vernommener Schrei, der Hakim, den Wildhüter, so erschreckte.

Der Mann war auf seinem Hochsitz fast eingeschlafen und sprang jetzt, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe.

Sein Gesicht verlor von einem Augenblick zum anderen die Farbe.

Die Augen schauten erschreckt nach vorn und starrten erschreckt in das seltsam grüne Dämmerlicht der Lichtung.

Nur das hohe Gras und die verwachsenen Büsche waren dort zu sehen. Und eine trügerische Ruhe herrschte. Hakim kannte das.

Und er wußte auch, daß die Ruhe nicht lange anhalten würde.

Sie war das letzte Atemholen, bevor der Sturm losbrach, der zumeist in einer Katastrophe endete…

So war es vor den mörderischen Gewittern, so war es vor Taifunen und anderen Katastrophen.

Diese trügerische Ruhe…

Auch Hakim hielt den Atem an. Die feuchte Dschungelluft kam ihm plötzlich wie Blei vor, und er hatte Mühe, überhaupt Luft zu holen. Die Gegend und Umgebung schienen erstarrt zu sein. Nichts bewegte sich mehr, kein Wind kämmte das Gras, und über ihm, in der gewaltigen Baumkrone, rührte sich ebenfalls kein Vogel.

Hakim dachte wieder an das furchtbare Geräusch. Er wußte genau, daß er das Trompeten eines Elefanten gehört hatte, aber so schrie nur ein Tier in höchster Not.

Zudem war es äußerst selten, daß Elefanten so sehr ihre Angst hinausschrien. Da mußten sie schon einer großen Gefahr ausgesetzt sein, nur konnte Hakim keine erkennen.

Es hatte hier in der Gegend einmal Tiger gegeben. Zu seinem Leidwesen waren sie längst ausgerottet worden, und dieses Gebiet gehörte eigentlich zu denen, die als normal galten.

Weshalb dieser Schrei?

Der Hochsitz war stabil gebaut. Ein Karree dicht unter der breiten Krone, durch eine Leiter zu erreichen. Ausgestattet mit einer Sitzbank und einem hohen Geländer aus festem Bambus. Wenn Hakim den Kopf in den Nacken legte, sah er den Himmel nicht, weil die Baumkrone einfach zu dicht war.

Etwa eine halbe Minute war seit dem Schrei vergangen. Sehr weit konnte der Elefant nicht entfernt sein. Leider konnte ihn der Wildhüter nicht sehen, weil am Rand der Lichtung die Pflanzenwelt wie ein Vorhang wirkte.

Früher hatte es dort mal einen Weg gegeben, der zum Tempel führte, doch der Pfad war längst zugewuchert.

Immer noch umgab ihn die Stille. Schwer, drückend, irgendwie beängstigend. Nur seine Schritte waren zu hören, wenn er auf der Plattform mit der Wanderschaft begann.

Dann wieder.

Obwohl Hakim damit gerechnet hatte, erschrak er bis ins Mark.

Das wilde, kreischende, unheimliche Trompeten des Elefanten zerriß die lastende Stille.

Kaum war es aufgeklungen, als über Hakim die Baumkrone in Bewegung geriet. Durch das dichte Blattwerk waren die Vögel zuvor gedeckt gewesen. Nun aber flatterten sie in mehreren Schwärmen hoch, und sie fanden überall Lücken, um in den blauen Himmel zu stoßen und der gleißenden Sonne entgegenzufliegen.

Sie flohen…

Hakim hatte nach oben geschaut. Als er den Vogelschwarm wegfliegen sah, senkte er wieder den Kopf. Die Gefahr kam nicht aus

der Luft, sie mußte am Boden ihren Ursprung haben. Der Wildhüter packte sein modernes Repetiergewehr fester. Er schob den Lauf auf die Brüstung und zielte schräg der Lichtung entgegen. Dann kniete er sich hin, lugte durch die Zieloptik. Dabei nahm er ungefähr die Richtung aufs Korn, aus der er das angstvolle Trompeten vernommen hatte.

Und dort bewegte sich etwas.

Der Dschungel schien plötzlich aus seinem toten Leben zu erwachen.

Die grüne Wand blieb nicht mehr ruhig. Sie warf Wellen, wurde durchbrochen, ein Krachen und Bersten ertönten, etwas Graues schlug hervor, und Hakim erkannte einen Rüssel.

Der Elefant kam!

Nichts Natürliches konnte diesen Dickhäuter aufhalten, wenn er einmal in Panik geraten war. Er walzte und trampelte alles nieder, was sich ihm in den Weg stellte. Erst einmal im Leben hatte Hakim eine Stampede von Elefanten erlebt. Das geschah, als der Dschungel brannte.

Hätte ihn nicht ein Freund gerettet, wäre er von den tonnenschweren Tieren zermalmt worden.

Auch auf dem Hochsitz fühlte er sich nicht sicher. Wenn der Elefant die Richtung beibehielt, würde es ihm nichts ausmachen, den Sitz zu zerstören.

Der Dickhäuter brach durch.

Er bahnte sich mit unvorstellbarer Kraft seinen Weg. Sein Rüssel peitschte, und die hochwuchernde Dschungelflora wurde durch die gewaltigen Füße zertrampelt.

Die schweren Beine dröhnten auf der Lichtung. Hakim vernahm das harte Stampfen. Alles zitterte. Der Elefant schleuderte seinen Körper herum, hatte nun freie Bahn und hätte eigentlich quer über die Lichtung laufen müssen, doch das geschah nicht.

Er wankte.

Hakim schien es, als hätte ihn die Kraft verlassen. Der Dickhäuter wuchtete seinen schweren Oberkörper vor. Die Beine wollten ihm einfach nicht gehorchen. Er schlug mit dem Rüssel wie mit einer Peitsche. Widerstand fand er nicht. Der Kopf wurde in die Höhe gerissen, das Maul war geöffnet, und abermals drang ein Schrei aus der Öffnung.

Diesmal noch lauter, noch schriller und unheimlicher als zuvor.

Es war der absolute Todesschrei, der sein Maul verließ, und der Wildhüter erkannte mit Erstaunen und Schrecken, daß dieses gewaltige Tier die Lichtung nicht mehr verlassen würde.

Dazu fehlte ihm die Kraft.

Noch stand er, noch schleppte er sich voran, doch Hakim wußte nicht, aus welchem Grund sich der Dickhäuter so schwer tat. Eine Verletzung konnte Hakim nicht erkennen, und Elfenbein Jäger

befanden sich ebenfalls nicht in der Nähe.

Die Angst mußte einen anderen Grund haben.

Wieder dröhnte der Boden unter den schweren Tritten des Dickhäuters. Er riß sich wieder zusammen, sammelte Kräfte, aber es hatte keinen Sinn mehr.

Der Elefant kam nicht mehr weiter. Er wurde kopflastig, knickte in den Vorderbeinen ein und fiel schwer zu Boden. Für einen Moment hielt er sich noch, dann rollte der Körper auf die Seite.

War er schon tot?

Hakim hielt den Atem an. Seine Kehle kam ihm wie eine ausgedörrte Röhre vor. Er hörte sein eigenes Herz überlaut schlagen und hatte das Gefühl, Eiswasser über den Kopf gegossen zu bekommen, als er jetzt, wo der Elefant auf der Seite lag, entdeckte, was mit ihm geschehen war.

Jemand hatte den Dickhäuter angegriffen und ihm die gesamte Flanke aufgerissen.

Kein Fetzen Haut war mehr vorhanden. Scharfe Zähne hatten sie eingerissen und abgezogen. Nur das Fleisch quoll hervor und wirkte auf die Schmeißfliegen wie ein Magnet. Sie hatten sich bereits über der großen Wunde versammelt, schwirrten dort im Kreis oder setzten sich auf das blutige Fleisch.

Wer konnte so große Wunden reißen?

Hakim war lange genug in seinem Beruf tätig und hatte viel gesehen.

Aber nicht solche Wunden. Selbst ein Tiger schaffte so etwas nicht.

Diese Tiere rissen nur Stücke heraus, so daß der Körper des Opfers wie ein Krater wirkte.

Der Dickhäuter rührte sich nicht. Er lag auf der Seite. Ein Auge hatte er noch geöffnet. Wahrscheinlich war er in wenigen Minuten bereits tot.

Den Grund für die schreckliche Verletzung wußte Hakim noch immer nicht, aber er wollte ihn herausfinden. Da mußte man einfach nachhaken, denn das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Hakim drehte sich ab. Bevor er die Leiter hinabstieg, wandte er sich noch einmal um. Es war keine bewußte Bewegung. Er hatte sich nur angewöhnt, beim Weggehen noch einmal hinter sich zu schauen.

Hakim stoppte seinen Schritt.

Die Dschungelwand war zwar, nachdem der Elefant durchgestoßen war, wieder fast so geworden wie zuvor, doch nun geriet sie abermals in Bewegung.

Im ersten Augenblick rechnete Hakim mit dem Auftauchen eines zweiten Dickhäuters.

Selten in seinem Leben hatte er sich so geirrt. Denn das, was da aus dem Dschungel gerannt kam, war eine graubraune, sich bewegende Masse, und dafür gab es nur einen Begriff.

Ratten!

Hakim blieb so steif stehen, als wäre er mit der hölzernen Unterlage verwachsen. Durch seinen Kopf schossen zahlreiche Gedanken, wobei es ihm nicht gelang, sie zu ordnen. Dennoch dachte er nur an eines.

An Ratten!

Traten sie einzeln auf und waren hungrig, so konnten sie auch Menschen angreifen. Bei einer oder zwei Ratten war es nicht so tragisch, lebensgefährlich wurde es aber, wenn sie in Massen auftraten.

Und Hakim sah Massen von Ratten.

Sie kamen wie eine graue Walze aus dem Dschungel. Unheimlich war dieser lebende Teppich aus Tierkörpern anzusehen, der sich vorwuchtete und weiterrollte.

Das Ziel war der Elefant!

Hakim brauchte nicht mehr zu überlegen, wer dem sterbenden Dickhäuter diese schlimme Verletzung beigebracht hatte. Was selbst Tiger nicht erreichten, das schafften riesige Rattenrudel.

Sie waren gefräßig, grausam, blut- und beutegierig. Nichts ließen sie aus, und der Dickhäuter wurde von der wirbelnden und springenden Masse »überrollt«.

Es dauerte nur Sekunden, dann hatten ihn die ersten erreicht. Mit kraftvollen Sprüngen erreichten sie den Körper, warfen sich auf ihn und hatten kaum Kontakt, als die Zähne mit ihrer hackenden und reißenden »Arbeit« begannen.

Von dem Elefant war nichts mehr zu sehen. Die zahlreichen braungrauen Nager hatten ihn völlig zugedeckt.

Ihre Körper bewegten sich hektisch, wenn sie zubissen.

Sie holten das Fleisch, sie durchbissen Sehnen, und noch einmal bäumte sich der Kopf des großen Tieres auf.

Auch die auf ihm sitzenden Ratten gerieten in Bewegung. Ein paar rutschten ab, sprangen jedoch sofort wieder hoch, bissen sich erneut fest, und ihre Zähne arbeiteten wie ein gut eingeöltes Mahlwerk. Nichts ließen sie aus.

Hakim sah, wie der Rüssel des Elefanten in einer letzten verzweifelten Bewegung unter den kleinen Körpern hervorpeitschte und wie ein grauer Schlangenkörper über das Gras glitt, dann war es vorbei. Die Ratten bissen weiter.

Der Wildhüter konnte sein Gewehr kaum halten. So schweißfeucht waren seine Hände geworden. In einem ersten Impuls hatte er schießen wollen, doch was richteten Kugeln schon gegen die unheimliche und gefräßige Brut aus?

Nichts…

Hakim dachte praktisch. Und er überlegte, wie es möglich war, daß so viele Ratten den Dschungel bevölkerten. Irgendwo mußten sie

hergekommen sein. Hakim dachte angestrengt darüber nach. Er tat in diesem großen Revier schon lange Jahre Dienst. Ratten hatte er nur selten gesehen. Höchstens in den Dörfern am Rande des Dschungels, wo die Menschen in bitterer Armut lebten.

Plötzlich fiel ihm etwas ein.

Der alte Tempel lag nicht weit entfernt. Er stand leer, war längst verlassen und so gut wie nicht mehr zu sehen, denn der Dschungel hatte sich im Laufe der Jahre ausgebreitet und ihn mit seinem grünen Dach bedeckt.

Nur noch die Alten wußten, was damals in diesem Tempel geschehen war.

Man erzählte sich schlimme Dinge. Der Tempel war ein Stützpunkt der Ratten gewesen.

Ein alter Rattenzauber hatte sich dort etabliert. Unheimliche Dinge waren damals geschehen. Man sprach von einer Rattenkönigin, einer Riesenratte in Menschengestalt.

Was daran stimmte, wußte niemand zu sagen, denn es gab keine Zeugen für diese Behauptungen.

Die Ratten aber, die in dem Tempel gelebt hatten, waren zu den schlimmsten zu zählen, die es gab. Denn sie ernährten sich zum Teil von Menschen, und immer, wenn jemand aus den Dörfern verschwunden war, ging die Mär um, daß die Ratten ihn geholt hatten. Hakim hatte daran nie so recht glauben wollen. Nun aber wußte er keine andere Lösung, als er sah, was vor seinen Augen ablief.

Die Nager ließen sich bei ihrem schrecklichen Mahl durch nichts stören. Als wären sie die einzigen Lebewesen des Dschungels, so nagten und bissen sie weiter. Der Blutgeruch mußte sie noch anstacheln, denn sie hackten, rissen, und Hakim glaubte sogar, schmatzende Laute zu vernehmen.

Er schüttelte sich. Eine Gänsehaut nach der anderen rann über seinen Rücken. Was er hier erlebte, war für ihn ein zur Realität gewordener Alptraum.

Die Ratten machten weiter. Längst war der Körper eingesackt.

Erste Knochen schauten hervor wie helle Lanzen. Die Stoßzähne starrten anklagend in die Höhe, während die Ratten auf den Resten des gewaltigen Körpers umherhuschten und immer weiterfraßen.

Sie waren noch längst nicht satt.

Allmählich hatte sich Hakim an den schrecklichen Anblick gewöhnt.

Er dachte nicht mehr über den getöteten Dickhäuter nach, sondern machte sich Gedanken um seine Person.

Wenn er den alten Geschichten glauben sollte, machten die Ratten auch vor Menschen nicht halt. Jedes Lebewesen kam ihnen recht, lief es nun auf zwei oder vier Beinen.

Noch hatten die gefräßigen Nager den Mann auf dem Hochsitz nicht

entdeckt. Vielleicht brauchten sie das auch nicht, sie konnten ihre Beute ja wittern.

Hakim hoffte, daß die Ratten, wenn sie gesättigt waren, auch abzogen und sich nicht um ihn kümmerten.

Zehn Minuten mußte er noch warten, dann wandten sich die ersten Tiere vom Kadaver des Elefanten ab.

Unwillkürlich duckte sich der Wildhüter auf dem Turm zusammen. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden.

Natürlich dachte er auch über einen Fluchtweg nach. Wenn es wirklich hart auf hart kam, mußte er so rasch wie möglich die Leiter hinunter, sich durch den Dschungel in Richtung Osten schlagen, denn dort stand sein Jeep.

Ein sehr geländegängiges Fahrzeug, für das es kaum ein Hindernis gab. Doch das mußte er erst einmal erreichen.

Und Ratten waren schnell…

Zum Glück hatten sie im Augenblick Beschäftigung, denn sie wälzten sich noch immer über den erledigten Dickhäuter, suchten jeden Flecken ab, schlugen ihre Zähne hinein, bissen, schluckten, rissen und zerrten.

Einige allerdings hatten bereits von dem toten Elefanten abgelassen.

Mit vollen Bäuchen liefen sie auf der Lichtung ihre Kreise.

Hakim hatte sich geduckt. Es gab Lücken zwischen den aufeinander genagelten Brettern, und durch diese Lücken konnte er schräg in die Tiefe schauen.

Hakim hatte es gelernt, Tiere zu beobachten und auch zu studieren. Er verglich sich schon mit einem Verhaltensforscher, und jetzt erkannte er, daß sich einige Tiere so verflucht seltsam benahmen. Sie wollten nicht mehr fressen, reagierten allerdings auch nicht satt oder träge, sondern waren wie aufgedreht.

Sie huschten durch das hohe Gras, wobei sie als graue Spur zu erkennen waren, schlugen Bögen, Kreise und konzentrierten sich plötzlich auf ein Ziel.

Es war genau der Baum, auf dem sich auch der Hochsitz befand.

Die Schauer rollten in immer kürzeren Abständen über den Rücken des Wildhüters. Wenn er das Verhalten der Ratten so beobachtete, glaubte er daran, daß die Tiere mit dem Elefanten nicht genug gehabt hatten.

Sie wollten mehr, und zwar ihn!

Der Schweiß auf dem Gesicht des Mannes wurde kalt und blieb dort als Schicht liegen. Noch schneller schlug sein Herz, während er Mühe hatte, Atem zu holen, denn seine Kehle kam ihm vor, als würde sie von unsichtbaren Händen zusammen gepreßt.

Vielleicht hatte er einen Fehler gemacht, vielleicht hätte er doch fliehen sollen, als die Ratten mit ihrem grausigen Mahl beschäftigt

gewesen waren. Jetzt war es wahrscheinlich zu spät.

Bisher hatte sich Hakim geduckt. Nun schob er sich zurück und ging auf Hände und Knie nieder. Er nahm die Position ein wie Rekruten in ihrer ersten Gefechtsausbildung.

Das Gewehr zog er neben sich her, achtete darauf, daß nicht zu viele Geräusche entstanden, denn die Rattenbrut hatte verdammt feine Ohren.

Hakim schob sich so weit vor, daß er mit einem Auge über den Rand und damit auch die Leiter hinabpeilen konnte. Zu sehen war nichts. Nur die Sprossen liefen nach unten, eine völlig normale Reihe, so wie immer. Und keine Ratte hockte auf ihnen.

Das verschaffte ihm Erleichterung. Dieser Weg war also noch offen.

Hoffentlich blieb dies auch in den nächsten Minuten. Lange würde er es hier oben nicht ausharren.

Ein wenig zog sich der Wildhüter wieder zurück und drückte seinen Oberkörper so weit hoch, daß er über den Rand und auf die Lichtung schauen konnte.

Dort wimmelte es noch immer. Die graubraunen Körper waren einfach nicht zu beruhigen. Sie sprangen, tanzten, drehten sich.

Einige von ihnen hielten noch die Beutestücke in den Mäulern.

Auch das Gras bewegte sich. Man mußte schon genau hinsehen, um zwischen den hohen Halmen die hin und her huschenden Körper erkennen zu können.

Jenseits des Hochsitzes befanden sich keine Tiere. Dort war die Bahn noch frei.

Bevor sich Hakim an den Abstieg machte, dachte er über den Fluchtweg nach. Er klügelte genau aus, wie er laufen mußte, und zum Glück kannte er den Dschungel hier wie seine eigene Wohnung.

Es war nicht der bequemste Weg, den er einschlagen wollte, denn er mußte auch durch kleine Tümpel waten, in denen oft die dünnen, gefährlichen Wasserschlangen lauerten. Doch Hakim trug Stiefel, deren Leder ihn vor den Bissen hoffentlich schützte.

So mußte es einfach klappen.

Natürlich rannte er nicht so schnell wie ein Elefant, der in Panik geraten war, aber das Moment der Überraschung lag auf seiner Seite, und das mußte er auskosten.

Noch einen letzten Blick warf er nach unten. Die Ratten waren zum Glück noch beschäftigt.

Also weg.

Wieder mußte er sich ein wenig drehen, um die Lücke zu erreichen, wo die Leiter begann.

Das Gewehr wollte er nicht über die Schulter hängen, sondern in der Hand behalten. Zur Not konnte er auch mit dem Kolben die Ratten einfach zerschlagen.

Einen Schritt hatte er in Richtung Leiter getan, als er, wie vom Blitz getroffen, stehen blieb.

Direkt am Rand, noch auf der Kante, hockte eine fette Ratte mit blutiger Schnauze und starrte ihn tückisch an…

***

Es stank nach Urin, seltsamen Düften, nach gebratenem Fleisch und menschlichen Ausdünstungen. Für europäische Nasen fremd, für indische bestimmt normal.

Die Straße war kaum als solche zu bezeichnen. Ein feuchter Schlammpfad, gezeichnet mit Schlaglöchern und an beiden Seiten von baufälligen Hütten umgeben.

Elend und Not in Kalkutta. Eine Welt der Verzweiflung, in die nur hin und wieder ein Hoffnungsstrahl hineinleuchtete.

Menschen, die vor den Hütten saßen und schauten. In ihren Gesichtern spiegelte sich das Elend des Lebens. Die Haut sah grau und stumpf aus, auch die Augen besaßen längst keinen Glanz mehr.

Die Bewohner hatten es aufgegeben, an bessere Zeiten zu glauben, und sie hatten sich sogar an die schlechteren gewöhnt.

Man spürte ihre Apathie. Hier verhungerten manchmal Kinder sogar auf der Straße, ohne daß jemand dagegen einschritt.

So war das Leben…

Ich sah dies alles und konnte es kaum glauben. Nicht weit entfernt schob der gewaltige Ganges seine schmutzigen Fluten durch das Flußbett. Man roch diesen Strom. Das Wasser stank widerlich.

Über ihm lag ein leichter Dunst, der einen ekelhaften Geruch verbreitete.

Auch der Himmel wirkte grau und die Sonne blaß.

Die Menschen starrten uns an. Einige Händler sahen wir ebenfalls. Sie versuchten mit bittenden Gesten, uns ihre Waren anzubieten. Wir gingen weiter.

Wir erlebten die schlimmste Art der Prostitution, als Mütter ihre Kinder auf die Straße schickten. Ich preßte die Lippen zusammen, auch mein Freund Suko bekam ein hartes Gesicht.

Dies hier war eine Welt, von der wir bisher nur wenig gehört und gesehen hatten. Mal im Fernsehen einen Bericht, das war alles.

Keine Reportage der Welt konnte das Elend dieser Menschen so echt wiedergeben, wie man es hier sah.

Suko und ich waren nicht allein. Wir hatten einen kompetenten Begleiter. Es war Mandra Korab, der uns überhaupt erst in diese Gegend geführt hatte. Um die hintere Hälfte seiner linken Hand hatte er einen Verband gewickelt. Ein Andenken aus Neapel, als wir gemeinsam auf der Suche nach den sieben Dolchen den Unhold gejagt hatten.

Eine Wahrsagerin namens Rosa Beluzzi hatte dem Inder ein Messer in den Handrücken gejagt, und Mandra Korab hatte einige Zeit im Krankenhaus verbringen müssen.

Uns war es nicht gelungen, die restlichen Dolche zu bekommen.

Drei besaßen wir. Einen vierten hatten wir ebenfalls gehabt. Einer Frau abgenommen, die auf den Namen Erna Lengerich hörte und auf der Insel Sylt wohnte. Durch sie war es uns gelungen, einem Vampir auf die Spur zu kommen, der unter dem Namen Baron von Tirano seltsame Feste feierte. Er hatte eingeladen zum Maskenball der Monster. Wir waren unaufgefordert hinzugekommen und hatten erlebt, wie sich ein Vampir mit den Ratten verständigen konnte. Der Blutsauger war lange Jahre eingemauert gewesen.

Die Ratten hatten ihn befreit, und ihm war es gelungen, sich mit diesen Tieren zu verständigen. Er wußte genau, was sie wollten, er kannte ihre Sprache, und von ihm erfuhren wir, daß er auf der Suche nach der Rattenkönigin war, die irgendwo in Indien lebte. Er brauchte den Dolch, um die Königin zu erwecken, und es war ihm nicht nur gelungen, uns zu entkommen, sondern uns auch den Dolch wieder abzunehmen.

Jetzt mußten wir ihn suchen.

Natürlich war Mandra Korab genau der richtige Mann für uns. In Indien kannte er sich aus. Er lebte dort und war im Laufe seines Lebens kreuz und quer durch den gewaltigen Subkontinent gereist.

Bevor wir den Flug nach Indien unternahmen, hatten wir mit Mandra im Krankenhaus gesprochen. Wir waren ihm gerade recht gekommen.

Es hatte schon Streit gegeben, weil er wegwollte und die Verantwortlichen ihn nicht ließen. Auf eigene Gefahr wurde er entlassen, und wenn ihn jemand nach seiner Verletzung fragte, antwortete er sofort: »Alles wieder klar.«

Das war ein wenig gelogen. Sehr oft sah ich, wie Mandra Korab versuchte, seine Hände zu bewegen. Vor allen Dingen wollte er die Linke geschmeidig machen. Er krümmte die Finger, streckte sie, krümmte sie wieder und begann das Spiel von neuem.

Eines Kommentars enthielten wir uns.

Wie gut es war, daß Mandra wieder an unserer Seite stand, erkannten wir daran, daß er genau Bescheid wußte. Die Ratten waren ihm nicht unbekannt. Er wußte von den gefährlichen Ratten-Kulturen und hatte auch von einer Rattenkönigin gehört.

Um jedoch mehr und Details zu erfahren, wollten wir einen Mann aufsuchen, den Mandra kannte und als einen Spezialisten bezeichnete.

Er wohnte in den Slums und wurde, das hatten wir von unserem Freund erfahren, nur der Weise genannt.

Was uns der Weise erklären und antworten würde, darauf waren wir gespannt.

Mandra hatte uns gewarnt. Dennoch war das Elend kaum zu beschreiben. Kinder schauten uns aus großen Augen an. Der Hunger stand in ihren Gesichtern geschrieben, und ich ballte in ohnmächtiger Wut die Hände. Da wurden Milliarden für die Rüstung ausgegeben, auch in Indien, und diese Kinder wußten nicht, ob sie die nächste Woche noch erleben würden.

Ein Wahnsinn war das.

Mandra blieb plötzlich stehen. Auch wir verhielten unseren Schritt.

Wir hatten nahe einer Kreuzung gestoppt.

»Hier muß er irgendwo wohnen«, sagte uns der Freund.

Suko und ich kannten uns nicht aus. Alles sah irgendwie gleich aus.

Da stand Hütte an Hütte, eine ärmlicher als die andere. Menschen hockten auf alten Eimern vor ihren Bauten und schienen auf den Tod zu warten.

Kinder spielten im Schlamm. Frauen befanden sich auf der Suche nach Nahrungsmitteln, und Händler zogen ihren beladenen Karren hinter sich her, begleitet vom Gekläff struppiger Straßenköter und schwarzer Fliegenschwärme, die über den Karren schwirrten.

Mandra Korab schaute sich um. Er hatte seine Unterlippe vorgestülpt, die Augenbrauen waren zur Nasenwurzel hingewandert.

Sein Gesicht zeigte einen nachdenklichen und gleichzeitig auch verwunderten Ausdruck.

»Hast du es vergessen?« fragte ich ihn.

»Nein, das nicht…«

»Aber…«, sagte Suko.

Mandra hob die Schultern. »Hier ändert sich oft etwas. Ein Wirbelsturm, eine Überschwemmung, und die Hütten sehen nie so aus, wie sie vorher mal ausgesehen haben. Das gleiche gilt für die Straßen. Auch sie zeigen nach den Natureinbrüchen jedesmal das gleiche Bild. Alles ist verändert, die Behausungen stehen woanders, niemand findet sich zurecht. Das ist schon alles ziemlich schwierig.« Mandra streckte seinen Arm aus. »Ich glaube, daß wir uns nach rechts wenden müssen.«

Er nickte sich selbst zu. »Ja, genau, nach rechts.«

»Dann los«, sagte ich.

»Oder willst du mal fragen?« schlug Suko vor.

»Wäre auch nicht schlecht.«

Mandra verließ uns, um nach ein paar Schritten stehen zubleiben.

Er hatte einen der fliegenden Händler angesprochen. Der Mann hielt seinen Karren an. Er grinste und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Ein seltsames Benehmen, wie ich fand.

Gleich darauf verstand ich es, denn Mandra griff in die Tasche und holte einen Geldschein hervor. Den ließ der Händler blitzschnell verschwinden. Danach erst war er zu einer Auskunft bereit.

Er gestikulierte, redete mit Mandra und wies schräg nach links über seine Schulter hinweg. Dabei deutete sein ausgestreckter Zeigefinger auf eine Hütte, die wie alle anderen aussah.

Mandra nickte und kam wieder zurück, während der Händler seinen Karren weiterzog.

»Alles klar?« fragte ich den Freund.

»Ja. Wir müssen über die Straße.«

»Dann komm endlich!«

»In Indien braucht man Zeit«, klärte mich Mandra auf. »Wirklich, John, du wirst es sehen. Schließlich bist du nicht zum ersten Mal hier – oder?«

»Das schon, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns beeilen müssen.«

»Der Vorsprung des Vampir-Barons ist einfach zu groß«, stand Suko mir zudem bei.

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Genaues konnten wir nicht sagen, schätzten jedoch, daß sich der Vorsprung auf drei Tage hinzog, und das war verdammt viel.

Wir gingen zu der Hütte, auf die der Händler gezeigt hatte. Sie sah nicht anders als die anderen aus. Gebaut aus Wellblech und alten Pappkartons. Dazwischen Kuhmist. Ein vor Schmutz schon starr gewordener Vorhang verdeckte den Eingang.

Mandra öffnete ihn.

Wir schauten in eine dunkle Höhle, in der weiter hinten ein rotes Auge glühte.

So glaubten wir jedenfalls, als sich der Vorhang hinter uns wieder schloß.

Eine andere Welt hatte uns aufgenommen. In dieser Behausung war nichts mehr von dem Trubel der schmalen Straße zu spüren.

Seltsam kam uns die Ruhe vor, denn der Lärm von draußen drang nur sehr gedämpft an unsere Ohren. Suko und ich waren überrascht, wie groß sich das Innere der Hütte vor unseren Augen ausbreitete. Damit hätten wir nicht gerechnet, und das Feuer im Hintergrund strahlte eine gewisse Wärme ab.

Wir hörten eine leise Stimme, konnten sie aber genau verstehen.

Mandra nickte.

»Was hat der Mann gesagt?« wollte ich wissen.

»Er hat meinen Namen genannt.«

»Was?«

Mandra lächelte knapp. »Ja, es hat sich herumgesprochen, daß Fremde unterwegs sind. Der Weise erfährt alles, was hier in dieser Gegend geschieht.«

»Die Kommunikation funktioniert also«, stellte ich fest.

»Und wie.«

Der Weise erwartete uns am Feuer. Die Flammen brannten in einer Schale, über der ein Kamin angebracht worden war, damit der Rauch abziehen konnte.

Ein dünner Qualm, der träge und flatternd in die Höhe zog, um aufgesaugt zu; werden.

Neben dem Feuer hockte der Weise auf einer Kiste. Im Widerschein der Flammen sah er aus wie ein Geist aus den Märchen des Orients. Er war äußerst mager, seine Rippen konnte man zählen, der Hals schien nur aus Falten zu bestehen, das Gesicht war ebenfalls knochig, die Augen lagen tief in den Höhlen, die Nase war durch irgendeine Verletzung zerstört worden, und der Mund fiel in dem Gesicht ebenfalls kaum auf.

Er schaute uns entgegen und nickte, als er Mandra erkannte.

Dabei bewegte sich auch sein kunstvoll geschlungener Turban, so daß ich die Befürchtung hatte, er würde ihm vom Kopf fallen.

Das geschah nicht.

Als Sitzgelegenheiten dienten alte Kisten. Wir mußten uns jeder eine nehmen und ließen uns um das Feuer nieder. Der Weise bewegte sich, holte Kuhdung und schleuderte ihn in die Flammen. Sofort wurde der Rauch dichter, eine Übelkeit erregender Gestank breitete sich aus, und ich hielt erst einmal den Atem an.

Lange würde ich es in dieser Bude nicht aushalten, das stand für mich fest.

Ich irrte mich. Der Abzug funktionierte gut, und der stinkende Rauch verschwand allmählich.

Mandra stellte uns vor. Er sprach plötzlich Englisch, und der Weise antwortete auch in dieser Sprache.

»Daß du den Weg wieder einmal zu mir gefunden hast, dafür möchte ich dich loben, Mandra.«

Unser Freund lächelte. »Was der Vater mir als Erbe hinterlassen hat, werde ich nicht ohne Grund ablegen.«

»Es ist gut, wenn die Söhne so denken. Dein Vater war ein sehr weiser Mensch. Von dir hört man das gleiche.«

»Das Kompliment gebe ich gern zurück. Nur, bitte, jetzt sei mir nicht böse, ich verstehe nicht, daß du noch immer in dieser Hütte hier sitzt und nicht längst woanders deine Behausung aufgeschlagen hast.«

Der Mann mit dem großen Turban nickte. »Das ist vielleicht richtig. Aber ich bin hier geboren, ich stamme aus der Gegend und kenne die Geheimnisse. Ich fühle mich denen verbunden, die darben und Hunger leiden. Kannst du das begreifen, Mandra? Würde ich gehen, käme ich mir wie ein Verräter vor und müßte all die im Stich lassen, die sich bei mir Rat und Trost holen. Es sind nicht wenige.«

»Das glaube ich gern.«

Suko und ich bekamen Hochachtung vor diesem Mann, der so stolz

im Kreuzsitz dasaß und dessen Alter für uns nicht bestimmbar war. Der Widerschein des Feuers spiegelte sich in seinen Augen und gab den Pupillen einen seltsam roten Glanz.

Dieser Mann war wirklich außergewöhnlich. Indien barg in der Tat zahlreiche Überraschungen.

»Wer zu mir kommt, sucht Rat«, fuhr der Weise mit seinem Gespräch fort. »Auch dir wird es nicht anders ergehen, Mandra. Sag, was ich für dich tun kann.«

Mandra Korab nickte. In den nächsten Minuten wunderte ich mich über ihn. Der sonst so schweigsame und verschlossen wirkende Freund aus Indien sprang hier über seinen eigenen Schatten und berichtete dem Weisen von unseren jüngsten Abenteuern, die hinter uns lagen. Er sprach von den sieben Dolchen, die ihm gestohlen worden waren und die er gern wieder in seinem Besitz hätte, damit er seinen Kampf gegen das Böse fortführen konnte. Drei Dolche befanden sich bereits wieder in seinem Besitz. Es fehlten noch vier, und mit einem davon sollte die Rattenkönigin erweckt werden.

Selbst der alte Mann, der sich eigentlich nicht geregt hatte, schaute hoch, als Mandra den Namen erwähnte.

»Die Rattenkönigin?« wiederholte er.

»Ja.«

»Da kann es sich eigentlich nur um Karni-Mata handeln.«

Dieser so leicht ausgesprochene Satz bewirkte bei Mandra einen leichten Schock. Selbst im Widerschein des Feuers erkannten wir, daß unser Freund seine Gesichtsfarbe wechselte. Wahrscheinlich wurde er blaß, und er hob beide Hände. »Kann das stimmen?«

»Ja«, erwiderte der Weise. »Es deuten Anzeichen darauf hin, daß Karni-Mata wieder aktiv wird.«

»Aber die Sekte gibt es nicht mehr. Der Tempel ist verlassen. Die Ratten…«

Der Weise schüttelte den Kopf. »Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Sekte dennoch existiert. Gerade in der letzten Zeit haben wir eine Aktivität der Ratten beobachtet. Sie sind angriffslustiger geworden. Sie haben sich viele Menschen geholt, sie stillen ihren Hunger. Mütter kamen zu mir und zeigten mir ihre Kinder. Es war schrecklich, und ich habe auch Diener der Karni-Mata sehen können.«

»Hier?«

»Ja. Sie warben für die Königin, denn sie waren sicher, daß sie bald erwachen würde.«

Das stimmte genau mit dem überein, was wir auch von dem Baron von Tirano gehört hatten.

»Habt ihr etwas dagegen getan?« fragte Mandra.

»Nein. Was sollten wir tun?«

»Aber schon einmal sind die Ratten zurückgeschlagen worden. Der

Tempel ist verlassen…«

»Nichts ist endgültig, mein Freund. Das müßtest du doch wissen. Hat man dich das nicht gelehrt?«

»Entschuldige.« Mandra senkte den Kopf. Für eine Weile schwieg er.

Ich aber war ungeduldig und wollte Näheres wissen. Leise fragte ich:

»Was ist denn mit den Ratten?« Ich mußte Mandra ein zweites Mal ansprechen, um eine Antwort zu bekommen.

»Karni-Mata, die Rattenkönigin, hat vor Jahren einen großen Zulauf gehabt. Damals hatten die Engländer noch unser Land besetzt, und man wehrte sich mit allen Mitteln. Die großen Geheimbünde wurden gegründet, auch die Sekte, die Karni-Mata verehrte.«

»Was taten die Menschen?«

Mandra hob die Schultern. »Sie dienten den Ratten, sie beteten ihre Königin an, denn sie hofften, daß sich in den Rattenkörpern die Seelen ihrer Verstorbenen manifestiert hatten, und sie glaubten fest daran, im nächsten Leben als Ratte wiedergeboren zu werden. Das ist alles.«

»Und was macht sie so gefährlich?«

»Wie bei jeder Sekte sind auch diese Mitglieder radikal. Wer nicht für sie ist, der ist gegen sie. Du kannst dir vorstellen, wie sie reagierten.«

Das konnte ich in der Tat. Über die Opfer brauchten wir erst gar nicht zu reden. Es hatte sicherlich Hunderte gegeben, wenn nicht noch mehr.

Tief holte ich Luft und wischte über meine Augen. Es waren nur wenige Worte gesagt worden, dennoch konnte ich mir vorstellen, daß es wieder zu grauenvollen Taten kommen konnte, wenn sich die Sekte tatsächlich etabliert hatte. Es sei denn, wir waren früh genug erschienen, um den Terror zu stoppen.

Ich wandte mich direkt an den Weisen. »Kennen Sie Menschen, die der Sekte angehören?«

»Ja.«

»Können wir mit ihnen reden?«

»Sie werden kaum bereit sein.«

Ich wiegte den Kopf. »Wenn es um so gravierende Dinge geht, kann man auch ein wenig Druck ausüben.«

Der Weise lächelte mich ein wenig mitleidig an. »Mein lieber Freund aus Europa. Sie können Indien nicht mit Ihrem Land vergleichen. Hier ist alles anders, hier gehen die Uhren anders, hier hat man mehr Zeit als anderswo.«

»Und die haben wir gerade nicht.«

Der weise Mann hob die Schultern.

Mandra dachte praktischer. »Befindet sich der Tempel nicht hier in der Nähe?«

»Ja, im Dschungel.«

Flüsternd wandte ich mich an Mandra. »Wie weit ist er denn

entfernt?«

»Vielleicht 100 Meilen.«

Ich mußte lachen. Hundert Meilen waren in Indien nicht viel.

Aber für uns Europäer, besonders dann, wenn wir noch den Dschungel durchqueren mußten.

»Und sie sind auch hier in der Stadt?« fragte Suko.

»Ja, sie werben um Mitglieder. Der alte Glaube sitzt noch tief in ihnen. Viele Menschen haben von ihren Eltern und Großeltern gehört, welch eine Bewandtnis es mit diesem Rattenzauber auf sich hat. Sie sind neugierig geworden und möchten die Praxis erleben, das ist alles. Dafür geben sie sich hin, dafür setzen sie ihr Leben ein.«

Mir kam etwas anderes in den Sinn. »Wie ich hörte, sind Sie über alles informiert, was in dieser Gegend passiert. Wissen Sie auch von einem Fremden, der hier aufgetaucht ist. Ein Europäer, ein Baron mit dem Namen *von Tirano*, der gleichzeitig ein Vampir ist.«

Der Weise schaute mir in die Augen. »Nein«, antwortete er, »davon habe ich nichts gehört.«

Ich glaubte ihm, denn dieser Mann hatte keinen Grund, mich anzulügen. Vielleicht hatten wir Glück und waren vor dem Vampir-Baron eingetroffen. Es wäre uns wirklich zu wünschen gewesen.

Mandra übernahm wieder den Gesprächsfaden. »Du weißt also nicht, wer alles zu Karni-Matas Dienern zählt?«

»Nicht genau.«

»Kannst du uns einen nennen?«

»Ich breche ein Vertrauen.«

»Das weiß ich«, stimmte Mandra Korab zu. »Aber denke daran, was auf dem Spiel steht. Wenn es um Menschenleben geht, muß alles andere zurückstehen, das sollte dir ebenfalls klar sein.«

Der Weise nickte gedankenverloren.

»Du hast recht, wenn du so redest«, erwiderte er, »deshalb werde ich es dir auch sagen. Wenn du meine Hütte verläßt, wendest du dich nach links, gehst über den Weg in Richtung Fluß. Es ist die zweitletzte Hütte vor dem großen Waschplatz. Dort wohnt jemand, der sich Karni-Mata verschrieben hat. Er ist so etwas wie der Chef in diesem Gebiet.«

»Wie heißt er?«

»Lakana.«

Den Namen hatten wir behalten. Und wir waren dem Weisen dankbar, daß wir ihn erfahren hatten.

Bevor wir gingen, hatte er uns noch etwas zu sagen. »Tut, was in euren Kräften steht«, sprach er uns mit nahezu beschwörender Stimme an.

»Wenn nicht, kann es zu spät sein. Ich bitte euch im Namen zahlreicher Menschen darum. Ich bin zu schwach, aber ich will nicht,

daß die schrecklichen Zeiten zurückkehren. Habt ihr mich verstanden?«

»Das haben wir«, sagte Mandra.

Wie auch Suko und ich erhob er sich ebenfalls. Wir drehten uns um und schritten dem Ausgang zu.

Suko schob den Vorhang zur Seite. Draußen rieben wir uns die Augen.

Der Rauch hatte hineingebissen.

»Wie hieß er noch?« fragte ich.

»Lakana«, antwortete Suko.

»Okay, den nehmen wir uns einmal vor…«

***

Hakim blieb geduckt stehen. Ihm stockte der Atem, denn er wußte, daß alles umsonst gewesen war. Wenn eine Ratte es geschafft hatte, die Leiter hochzukommen, würde es auch für die anderen keine Schwierigkeiten bedeuten, das gleiche zu tun.

Er war verloren!

Selten hatte er eine Ratte aus einer so unmittelbaren Nähe gesehen, und selten hatte ihn ein Tier auch so kalt, grausam und gnadenlos angestarrt wie dieses hier.

In den Augen stand Mordlust!

Noch griff das Tier nicht an. Es lauerte nur und weidete sich an der Angst des Menschen. Jedenfalls kam es Hakim so vor. Das Gewehr hielt er in seinen Händen. Dabei dachte er darüber nach, ob er schießen sollte oder nicht.

Nein, ein Schuß hätte die anderen zu sehr aufgeschreckt. Es gab auch eine andere Möglichkeit. Er mußte die Waffe herumdrehen und die Ratte mit dem Kolben töten.

Zermalmen.

In dem Wildhüter erwachte der Kämpferinstinkt. Er zwang sich dazu, ruhig zu bleiben. Nur keine hastige Bewegung, die sein widerlicher Gegner mißverstehen konnte. Alles sehr behutsam und langsam angehen, auch das Herumdrehen des Gewehres.

Mit beiden Händen hielt er die Waffe fest, kantete sie jetzt zur rechten Seite, und für einen Moment wies die Mündung in den Himmel. Wenig später hielt er das Gewehr so, daß der Kolben auf die Ratte deutete, die sich noch immer nicht rührte.

Hoffentlich blieb das noch ein paar Sekunden.

Die Blicke des Wildhüters brannten sich an dem Tier fest. Hakim wußte, daß Ratten sehr schnell reagieren konnten. Eine flüchtige Bewegung ihres Gegners, und sie griffen an.

Dazu sollte es hier nicht kommen.

Hakim schlug zu.

Hart, wuchtig, ansatzlos!

Er rammte den Kolben nach unten, so daß selbst die Ratte nicht mehr dazu kam, durch einen Sprung das Weite zu suchen. Sie wurde im Nacken erwischt, und der Wildhüter hörte etwas knirschen.

Nicht ein Laut drang mehr aus dem Maul des Tieres. Als Klumpen blieb es liegen.

Hakim atmete auf. Mit einer Hand wischte er den Schweiß von seinen Augenbrauen. Seine Lippen bewegten sich, die Wangenmuskeln zuckten, die Augen leuchteten wild, und Entschlossenheit stieg in ihm hoch. Der Tod dieser Ratte gab ihm Auftrieb, obwohl er sich darüber im klaren war, daß er gegen die Masse dieser Tiere natürlich nicht ankam.

Einen Schritt brauchte er, um den Rand des Hochsitzes zu erreichen.

Er bückte sich und schaute die Leiter hinab. Zuvor hatte er schon das leichte Vibrieren gesehen und gespürt, nun bekam er die Bestätigung.

Die Ratte war nicht allein gewesen. Andere Tiere folgten ihr und wuchteten ihre Körper die Sprossen hoch.

Sie hüpften von einer zur anderen. Ihre graubraunen Körper schlugen jedesmal auf, und der Wildhüter, der gezählt hatte, wobei er auf die Zahl sechs gekommen war, zuckte unwillkürlich zurück.

Sechs Ratten. Konnte er dagegen bestehen?

Er mußte es hier oben auskämpfen, denn auf der Leiter waren ihm die Tiere überlegen.

Wieder drehte er sein Gewehr. Der Kolben zeigte nach unten, und schon huschten die ersten beiden Tiere auf die Plattform.

Hakim ließ sie erst gar nicht zum Angriff kommen, da er sofort zustieß. Wieder spürte er das Zucken des ersten Körpers unter dem Gewehrkolben. Knochen brachen, die Ratte wurde zermalmt, und der Mann wandte sich sofort der zweiten zu, die bereits zum Sprung angesetzt hatte.

Mit einem Tritt erwischte er sie. Das Tier klatschte gegen die Seitenwand, fiel auf die Plattform und wurde von dem harten Stoß voll erwischt.

Die nächsten vier Ratten waren ebenfalls da.

Hakim kämpfte verbissen. Einem Tier gelang es, seine Zähne in das Leder der Stiefel zu schlagen, dann wurde es erwischt und starb ebenso wie die übrigen drei.

Erschöpft taumelte Hakim zur Seite. Der Boden unter ihm war bedeckt mit toten Rattenkörpern, Blut und Knochen. Er schüttelte sich, aber das hier mußte er durchstehen, koste es, was es wolle.

Ein paar Sekunden mußte er sich ausruhen, um einen klaren Gedanken zu fassen.

Dazu ließ man ihn nicht kommen. Es waren keine weiteren Ratten, die über die Leiter kletterten, etwas anderes riß ihn aus seinen

Träumen von Sieg und Vernichtung.
Die Nager hatten einen anderen Plan gefaßt. Nicht umsonst sagte man, daß es für Ratten praktisch kein Gefängnis gab, sie kamen überall durch.
Selbst Beton sollte ihnen nicht standgehalten haben.
Holz erst recht nicht.
Und der Hochsitz bestand aus Holz und Bambus. Vier starke Pfosten hielten ihn. Selbst ein Sturm hatte ihn bisher noch nicht zerstören können. Die Ratten aber waren stärker als der mächtigste Taifun. Genau dort, wo die Pfosten in den Boden stachen, hatten sie mit ihrem Werk begonnen und fingen an zu nagen.
Ihre Zähne wirkten dabei wie kleine Sägen. Das Holz war feucht geworden, auch allmählich morsch, und so bereitete es den Tieren keine Schwierigkeiten, es durchzunagen.
Alles war nur eine Frage der Zeit.
Hakim wurde blaß. Er hörte bereits das Knacken der Stempel, und das Bewußtsein, bald wieder zu fallen, peitschte abermals die Angst in seinem Innern hoch.
Er mußte runter.
Egal, was geschah, auf dem Hochsitz konnte er keinesfalls bleiben.
Dann würde er vom Regen in die Traufe geraten.
Hakim beugte sich über die Brüstung und warf einen Blick in die Tiefe. Es sah verdammt böse aus. Die braungrauen Körper hatten sich um die vier Pfosten versammelt und waren dabei, das Werk zu vollenden. Sogar die Geräusche der nagenden Zähne vernahm der Wildhüter. In seinem Magen wurde der Klumpen von Sekunde zu Sekunde dicker. Die würgende Angst wollte ihm den Atem nehmen.
Noch immer suchte er nach einer Fluchtchance, die besser war als die, die sich ihm jetzt bot, aber es gab keine andere. Er mußte die Leiter hinunter.
Wenn er das Gewehr in den Händen hielt, würde es ihn behindern.
Aus diesem Grund hängte er es um die Schulter, stemmte sich ab, schwebte für eine Sekunde über der obersten Sprosse und ließ sich dann nach unten gleiten.
Seine Füße bekamen Kontakt. Er stellte sich auf die Sprosse. Sie hielt sein Gewicht, und so gelang es ihm, weiter in die Tiefe zu klettern.
Das Gerüst wankte bereits.
Unter sich sah Hakim die zahlreichen Rattenkörper. Jedes Tier wollte das andere unterstützen und mitnagen. Auch an der Leiter sägten sie, und der Wildhüter rutschte mehr die Sprossen hinab, als daß er ging.
Auf halber Strecke etwa geschah es. Er hörte bereits das Knirschen, vernahm auch ein Knarren und wußte, daß ihm nun keine Chance mehr blieb, die restlichen Sprossen heil zurückzulegen.
Es gab nur eine Möglichkeit. Wollte er nicht mit der Leiter und dem

Hochsitz zusammenbrechen, mußte er sich abstoßen, solange ihm noch Zeit dafür blieb.

Das tat er auch.

Er gab sich Schwung, flog im hohen Bogen durch die Luft und dem Boden entgegen.

Zum Glück bestand dieser nicht aus Stein. Die Erde war weich, zudem wuchs das Gras sehr hoch, so daß man den Grund mit einem Teppich vergleichen konnte.

Hakim landete weich und auch sicher.

Zwar knickte er ein, fiel auch nach vorn, überschlug sich, aber er kam sofort wieder auf die Füße und drehte sich um.

Hinter ihm krachte der Hochsitz zusammen.

Das gesamte Gestell fiel ineinander. Was die Jahre über allen Widrigkeiten der Natur getrotzt hatte, wurde hier innerhalb einer Minute zu einem Trümmerfeld.

Für einen Moment empfand der Mann so etwas wie Bedauern, dann dachte er an sich, drehte sich um und sah zu, daß er wegkam.

Er kannte den Dschungel. Auch in der Theorie hatte er den Weg genau festgelegt, und ihn genau lief er.

Die Ratten aber sahen sich um ihr Opfer betrogen. Der Elefant allein reichte ihnen nicht, sie wollten auch den Menschen und nahmen als kompakte graue Masse die Verfolgung auf.

Hakim stürmte in den Busch. Ihm war klar, daß es jetzt um sein Leben ging. Er mußte rennen, dem Grauen entfliehen, und er mußte vor allen Dingen schneller als die Ratten sein.

Ein Ding der Unmöglichkeit.

Trotzdem versuchte er es.

Noch nie in seinem Leben war er so schnell durch den Dschungel gehetzt. Hakim wußte genau, wie gefährlich der Busch war. Ein Fehltritt konnte oft genug einen nicht wiedergutzumachenden Schaden anrichten.

Darauf konnte er diesmal keine Rücksicht nehmen.

Hakim kam sich selbst wie ein Raubtier vor, als er in den Dschungel stürzte. Sein Körper brach durch das dichte Buschwerk.

Zweige peitschten ihn, sie schlugen gegen sein Gesicht, rissen die Haut auf, und die Bodengewächse wirkten manchmal wie Fußangeln, aus denen er sich stets befreien konnte.

Der erste Tümpel.

Ein grünes Loch inmitten des Busches. Brackiges braunes Wasser mit zahlreichen grünen Pflanzen auf der Oberfläche, so daß der Tümpel gut getarnt war. Herum konnte er nicht, es hätte zu viel Zeit gekostet. So sprang er hinein.

Das Wasser spritzte hoch, als der Wildhüter landete, Grund unter seine Füße bekam, aber sofort in dem zähen Schlamm und Schlick

einsackte, so daß plötzlich nur noch der Kopf und die Brust aus dem Wasser hervorschauten und er sekundenlang in Panik geriet.

Er schaute zurück, und seine Augen befanden sich ungefähr in einer Höhe mit dem Erdboden.

Er entdeckte die Ratten.

Durch seine neue Sichtperspektive sahen sie noch schauriger und unheimlicher aus. Sie glichen schon mordenden Ungeheuern, wie sie sich als graue Masse heranwälzten und kein Hindernis ausließen. Nichts konnte sie aufhalten. Die Ratten waren gierig, brutal und auf der langen Suche nach Blut.

Die Waffe brauchte der Wildhüter nicht über Wasser zu halten.

Sie gehörte zu den Gewehren, die auch schossen, wenn sie feucht geworden waren.

Der Grund des Dschungeltümpels bestand aus Schlamm. Er wirkte wie ein Sumpf und würde, wenn Hakim noch lange zögerte, ihn in die Tiefe zerren.

Er kämpfte sich hoch. Das rechte Bein riß er aus dem Schlamm, das linke folgte unter großen Mühen. Er merkte den Auftrieb des Wassers, verlor den Stand und wurde nach vorn gedrückt. Hilflos paddelte er mit den Armen, hätte sich fast noch den Gewehrlauf selbst ins Gesicht geschlagen und kam erst jetzt auf die Idee, den Rest der Strecke schwimmend zurückzulegen.

Keuchend erreichte er das andere Ufer, wo der Tümpel nicht mehr so tief war. Wurzeln von alten Bäumen wuchsen nicht nur an der Oberfläche, sondern auch sehr nahe an das Ufer heran, so daß Hakim seine Arme ausstrecken und die Wurzeln mit einer Hand umklammern konnte. So zog er sich in einer Schräghaltung aus dem Wasser, denn er hatte gleichzeitig den Kopf gedreht, um nach den Ratten zu schauen.

Die Brut kam.

Unzählige Tiere hatten sich bereits ins Wasser gestürzt. Sie durchkämmten die Fluten, sie schleuderten ihre Körper hoch, paddelten, bewegten sich, brachten das Wasser zum Kochen. Der andere Rest dieser Ratten hatte es vorgezogen, um den Tümpel herumzulaufen.

Sie wollten sich vor dem Wasserloch wieder zu einem Kreis zusammenschließen, um ihr Opfer zu packen.

Hakim war schneller.

Er hatte die Fluten verlassen und schaffte es tatsächlich, wieder auf die Beine zu gelangen.

Jetzt jagte er weiter.

Ziemlich erschöpft, groggy, sauer, die Angst im Nacken und von ihr vorangepeitscht.

Er war selbst naß wie eine Ratte, aber noch steckte in seinem Körper Energie.

Und die setzte er ein.

Seine Beine arbeiteten wie ein Uhrwerk. Das Gesicht war verzerrt, die schwüle Luft empfand er wie Blei, sie wollte kaum seine Lungen durchdringen, und es fiel ihm von Sekunde zu Sekunde schwerer, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Er durfte nicht aufgeben, die Ratten taten es auch nicht. Abermals schlug der Busch hinter ihm zusammen. Eine grüne, feuchte, stickige Hölle nahm ihn gefangen. Unzählige Fliegen umschwirrten ihn oder setzten sich auf seiner schweißnassen Haut fest. Er spürte die Stiche nicht mehr, ihm war alles egal, er wollte nur überleben.

Hakim stürzte, raffte sich auf, torkelte weiter. Er kam sich vor wie ein gefangenes Tier. Der satte grüne Dschungel, durch dessen Blattwerk nur hin und wieder das Sonnenlicht schien, kam ihm vor wie ein Gefängnis mit kleinen Fensterausschnitten, wobei Helligkeit und Dunkelheit sich schattenhaft tanzend abwechselten.

Viele Äste hingen so tief, daß Hakim sie mit seinem Kopf berührte und die harten Schläge spürte. Die Haut wurde aufgerissen, das Blut rann über sein Gesicht, und er selbst glich in seinem Aussehen schon einer Gestalt aus einem Gruselfilm.

Jeden Augenblick rechnete er damit, die harten Schläge der anspringenden Ratten in seinem Rücken zu spüren und danach die scharfen Zähne, wenn sie in die Haut sägten.

Das geschah nicht. Bisher hatte er seinen Vorsprung halten können.

Hakim besaß nicht die Zeit, sich darüber zu wundern, er mußte zusehen, daß er den Jeep erreichte. Alles andere war zweitrangig.

Trotz seiner Panik lief Hakim den richtigen Weg.

Der Dschungel hellte sich auf.

Sonnenstrahlen huschten wie Tupfer über sein Gesicht, blendeten ihn.

Das Gras peitschte gegen seine Beine und fügte ihm Wunden zu.

Das alles war ihm egal, es interessierte ihn nicht. Er wollte nur das rettende Fahrzeug erreichen.

Und er schaffte es.

In der Weite dieser Grasinsel war der Jeep kaum zu sehen. Erst im letzten Augenblick erkannte Hakim das Fahrzeug und wäre fast noch dagegen gelaufen.

Rutschend stoppte er, wurde von der Wucht seines Laufs zur Seite gedrückt und fiel gegen die rechte Fahrertür. Er drehte sich. Auf den Beinen konnte er sich kaum halten. Weit riß der Wildhüter den Mund auf. Er pumpte die schwülfeuchte Luft in die Lunge, keuchte, übergab sich, war von der Anstrengung und der Erschöpfung gezeichnet, und der Himmel über ihm geriet zu einem tanzenden Wirrwarr, in dem sich die Schatten der hohen Dschungelbäume vermischten.

Die Knie wollten nachgeben. Hakim schaffte es nicht, in den Jeep zu

klettern. Er preßte sich mit dem Rücken gegen die Tür und hielt sich in einer merkwürdigen Stellung, mit den Armen nach hinten, am Wagen fest.

Die Ratten kamen.

Er sah sie als huschende, wirbelnde, tanzende und wogende graue Masse. Vor ihm, wo der Busch begann, schien sich der Boden zu bewegen. Er war wie ein Teppich, der überhaupt nicht zur Ruhe kam, sondern weiter auf ihn zurannte.

Wenn er es jetzt nicht schaffte, in den Jeep zu springen und wegzufahren, war er verloren.

Sein Gesicht verzerrte sich in unendlicher Qual. Die Erschöpfung wollte ihm die Beine wegreißen, er sah kaum noch etwas, das Blut hämmerte in seinem Schädel und rann auch über sein Gesicht.

Wie er es schaffte, die Tür aufzuziehen, wußte er selbst nicht.

Aber es klappte, und er kletterte wie ein kleines Kind in den Jeep hinein. Den Zündschlüssel hatte er mitgenommen. Er steckte in irgendeiner Tasche seiner Hose, und Hakim mußte ihn nur noch hervorholen. Der Wildhüter lag in seinem Sitz. Er fiel schräg auf die andere Seite. Das Gewehr behinderte ihn jetzt. Er spürte den harten Druck im Rücken, doch er war einfach zu schwach, die Waffe über die Schulter zu streifen.

Starten und ab.

Plötzlich waren sie da!

Hakim hatte auf die Ratten nicht mehr geachtet. Er hätte über die Tür schauen sollen. So aber sah er sie nicht, sondern erst, als es zu spät war.

Da hatten sich die ersten Körper schon abgestoßen, in die Luft geschwungen, und katapultierten sich über die Fahrertür des Jeeps hinweg.

Für einen Moment hatte Hakim das Gefühl, fliegende Ratten zu erleben. So jedenfalls kamen sie ihm vor, als sie jetzt von allen Seiten in den Jeep hineinsprangen und nicht nur auf den Polstern ihren Platz fanden, sondern auch auf seinem Körper.

Sie krallten sich fest. Er spürte ihre scharfen Füße und erlebte, daß ihn immer mehr Tiere ansprangen. Schon bald war seine Gestalt von den zuckenden und wimmelnden Körpern bedeckt.

Weitere Ratten fanden ihren Platz, wobei sie auch auf die Rücken ihrer Artgenossen sprangen und diese zur Seite drückten.

Das ist das Ende! schoß es dem Wildhüter durch den Kopf. Es war alles umsonst gewesen. Die Flucht, die Anstrengung, die verzweifelte Gegenwehr, jetzt hatten sie ihn.

Aber sie bissen nicht zu.

Selbst die beiden fetten Ratten auf seinem Schädel hackten ihre Zähne nicht in die Haut, sondern blieben ziemlich still sitzen. Nur die

Füße hatten sie in Hakims Haar gekrallt.

Die Ratten hatten ihn zur Statue gemacht! Er wollte sich nicht bewegen. Das klappte nicht, denn er mußte atmen. Mit jedem Heben und Senken des Brustkorbs hob und senkte sich auch die Masse der Ratten, die sich an ihn klammerten.

Und so blieb er sitzen.

Zuerst nur Sekunden. Die reihten sich zu Minuten aneinander, und die Zeit wurde ihm lang und länger. Er hockte da, die Ratten klebten an seinem Körper, das Gewicht wurde allmählich zur Last, und als er den Blick senkte, starrte er in die tückischen Augen dieser gefräßigen Nager.

Aus allen leuchtete ihm die Mordlust entgegen, doch keine einzige Ratte unternahm auch nur den Versuch, ihn anzubeißen.

Sie blieben ruhig.

Hakim wußte nicht, wie viel Zeit vergangen war, für ihn eine kleine Ewigkeit.

Auch die strich vorbei.

Und dann vernahm er Schritte.

Er wußte nicht, aus welcher Richtung sie kamen, jedenfalls nicht von vorn, und sie näherten sich dem Jeep. Er hörte deutlich, wie sie durch das hohe Gras streiften. Aus dem rechten Augenwinkel sah er auch, daß sich Halme bewegten, als würden sie vom Wind gestreichelt.

Der Wind aber war eingeschlafen. Es war die unbekannte und nicht sichtbare Person, die sich für diese Bewegung verantwortlich zeigte.

Plötzlich stand sie neben dem Jeep.

Hakim drehte den Kopf um eine Winzigkeit. Der Mann, der sich dort aufhielt, den hatte er noch nie gesehen. Er paßte auch nicht in den Dschungel, denn er trug dunkle Kleidung, einen ebenfalls schwarzen Umhang und hatte ihn sogar über den Kopf gestreift, so daß sein Gesicht verdeckt und geschützt war.

Nur undeutlich schimmerte es durch den Stoff, und Hakim glaubte fest daran, daß der andere eine bleiche, fast weiße Haut besaß. Auf Englisch sprach er den Wildhüter an.

»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle? Mein Name ist Baron von Tirano…«

***

Ich hätte nie gedacht, daß die Gegend noch ärmlicher werden konnte, doch es war der Fall.

Wir gerieten in ein Gebiet, in dem Hütten standen, die meist nicht einmal ein Dach besaßen. Nur Lehmwände ragten in die Luft.

Und wenn sie doch mal ein Dach besaßen, dann war es aus bleicher Pappe, Stroh oder Blattwerk.

Ich konnte die bittend ausgestreckten Hände der Kinder einfach nicht

mehr sehen und auch nicht in die Augen der kleinen Menschen schauen.

Suko erging es ebenso.

Wir warfen uns einen Blick des stummen Einverständnisses zu.

Beide griffen wir zugleich in die Taschen und holten einige Rupien hervor, die wir den Kindern gaben.

Sie sollten wenigstens für eine Woche eine warme Mahlzeit haben.

Plötzlich erwachten die Kinder aus ihrer Lethargie. Sie sahen die Münzen und Scheine. Jeder wollte etwas haben, und auch die Erwachsenen mischten mit.

Die Gestalten mußten uns schon die ganze Zeit über beobachtet haben.

Sie rannten aus ihren Behausungen. Ihre Arme glichen zubeißenden gierigen Schlangen, und sie rissen den Kindern das Geld aus den Händen.

Im Nu entstand ein völliges Durcheinander. Wir waren stehen geblieben und schauten fassungslos zu.

Mandra nickte vorwurfsvoll, »Ich habe es euch gesagt. So kann man ihnen nicht helfen. Man muß es anders anpacken.«

Ja, das sah ich ein.

»Komm, laß uns weitergehen!«

Zusammen mit Mandra setzten Suko und ich uns in Bewegung.

Der Weise hatte uns den Weg beschrieben. Etwa die Hälfte hatten wir inzwischen zurückgelegt.

Wenig später standen wir vor der Behausung.

Die Hütte war etwas besser gebaut. Außerdem stand sie an der Ecke.

Hinter ihr führte das Gelände bergab zum Ganges, wo zahlreiche Frauen im seichten Uferwasser standen und auf breiten Sternen ihre Wäsche wuschen.

Etwas weiter zur Flußmitte hin badeten Männer. Sie tauchten unter, kamen wieder hoch und tauchten unter.

Gefahr drohte uns nicht.

Allerdings sah ich auch den Abfall. Irgendwo mußte es so etwas wie eine Toilette geben, ein Loch in der Erde. Der Gestank wehte uns entgegen. Dunkle Fliegenschwärme kreisten über dem Loch, wir hörten ihr Summen bis zu uns.

Die Hütte besaß eine Tür. Verschlossen war sie nicht, deshalb zog Suko sie auf.

Wir mußten uns ducken, um die Hütte betreten zu können. Wie Geistwesen schritten wir in den Mief hinein. Die Bude hatte keine Fenster. Sie wurde aber schmaler, je weiter wir vorgingen, und verengte sich zu einem Durchgang.

Wo steckte Lakana?

Wir sahen ihn nach der Enge.

Zuerst dachte ich, er würde auf dem Boden liegen. Als ich genauer hinschaute, wurde mir bewußt, auf welch einer Unterlage er tatsächlich seinen Platz gefunden hatte.

Es war ein Nagelbett!

Das Licht einer auf dem Boden stehenden Öllampe strich wie ein feiner rötlicher Hauch über seinen Körper und ließ die tief in den Höhlen liegenden Augen als glänzende Kreise erscheinen.

Wir hatten gestoppt.

Rechts und links des Nagelbretts standen Suko und ich. Mandra Korab hatte seinen Platz am Fußende gefunden.

Er sprach auch. »Lakana?« fragte er.

Mandra bekam keine Antwort. Nicht durch ein Zucken seines Mundwinkels gab der magere Mann vor uns bekannt, daß er die Frage vernommen hatte. Er ließ sich nicht stören.

Ich schaute mich um. Der Raum war so gut wie überhaupt nicht eingerichtet. Wir standen auf festgestampftem Lehmboden. Die schiefen Mauern sahen ähnlich aus, und auch das Dach fiel zur rechten Seite hin schräg ab.

Wenn wir uns aufrecht hinstellten, stießen wir mit dem Kopf dagegen.

In einer Ecke entdeckte ich ein paar Lumpen. Wahrscheinlich die Kleidungsstücke des Mannes.

Bisher hatte ich einen Fakir nur in irgendwelchen Zirkusvorstellungen gesehen. Nun sah ich ihn so, wie er immer beschrieben wird, und er lag tatsächlich auf einem Nagelbrett, davon biß keine Maus den Faden ab.

Eigentlich hätte er ja bluten müssen. Das war nicht geschehen.

Die Nägel drückten in seine Haut, ohne ihn zu verletzen.

Abermals sprach Mandra Korab ihn an. Und wiederum rief er seinen Namen. »Lakana.«

Der Fakir hatte seine Hände auf der Brust zusammengelegt.

Durch die Haut schimmerten die Fingerknochen.

Nun aber schob er die Arme auseinander, legte die Handflächen flach links und rechts des Nagelbretts auf den Boden und öffnete die Augen sehr weit.

Unsere Blicke trafen sich.

Dabei hatte ich das Gefühl, daß er, obwohl er nur auf eine Person schauen konnte, uns alle drei ansah.

»Was wollt ihr?« Er sprach in einem Dialekt, den nur Mandra Korab verstand.

Der Inder hatte uns den Dialog später übersetzt.

»Dich besuchen«, erwiderte er.

»Ich habe euch nicht eingeladen.«

Mandra nickte. »Das weiß ich. Trotzdem müssen wir mit dir reden,

Lakana.«
»Und worüber?«
»Es geht um die Ratten.«
Der Fakir hatte sich vorzüglich in der Gewalt. Er rührte sich nicht, reagierte nicht und schaute uns nur stumm an.
»Ich weiß nichts von Ratten.«
»Da sind wir anderer Meinung«, erklärte Mandra und bedeutete ihm mit einem Fingerwink, sich zu erheben. »Los, steh auf!« fügte er hinzu.
»Niemand kann mich dazu zwingen.«
»Wir schon.« Mandra bückte sich blitzschnell. Seine gesunde rechte Hand umklammerte das magere Gelenk des Mannes. Bevor Lakana sich versah, hatte ihn Mandra in die Höhe gerissen.
Der Fakir stieß einen dünnen Schrei aus, wurde herumgewirbelt und mit dem Rücken gegen die Wand geschleudert. Er verzog das Gesicht und spie aus. Diesmal bewegten sich seine Augen sehr unruhig, da er nach einem Fluchtweg suchte. Aber er fand keinen, weil Suko und ich den Ausgang versperrten.
Mandra baute sich dicht vor ihm auf. »Können wir uns jetzt vernünftig unterhalten?« fragte er.
»Ich weiß nicht, was du willst!«
»Auskunft über die Ratten und über Karni-Mata. Beide gehören zusammen, das weißt du sehr genau.«
»Und?«
»Nichts und! Ich will nur wissen, wie viele Menschen du für diese verdammte Sekte schon gesammelt hast!«
»Welche Sekte?«
»Die Rattensekte, mein Lieber. Hast du gehört?«
»Ja – schon.«
»Rede endlich!«
»Nein«, sagte der Fakir und funkelte uns an. »Geht, ich warne euch! Geht hinaus! Verlaßt dieses Haus, oder die Ratten werden euch vernichten. Ihre Zeit ist angebrochen. Die Rattenkönigin wird erweckt, dafür habe ich immer gelebt. Und nicht umsonst. Niemand wird sich ihr noch in den Weg stellen können, niemand. Habt ihr verstanden?«
Das hatten wir sehr wohl, denn er hatte laut genug gesprochen, aber wir gaben nicht auf. Vor allen Dingen Mandra nicht. Wieder packte er den Fakir, um ihn herumzuschleudern, doch diesmal spielte ihm der dürre Bursche einen Streich.
Bevor Mandra ihn festhalten konnte, kreiselte Lakana herum und wuchtete sein Knie hoch. Mit dieser Reaktion hatte keiner von uns gerechnet, auch Mandra nicht. Deshalb wurde er auch voll in den Magen getroffen und klappte zusammen.
Aus seiner Kehle drang ein gurgelnder Schrei. Er hielt sich die getroffene Stelle, wankte gebückt zurück und geriet so dicht in unsere

Nähe, daß er uns den Weg versperrte.

Dies wiederum gab Lakana Zeit zu anderen Aktivitäten, die er auch weidlich ausnutzte, denn er überraschte uns abermals.

Nicht uns griff er an, sondern die Wand. Er hatte beide Arme erhoben, wuchtete sie nach vorn und hämmerte die Handkanten gegen den harten Lehm. Seine Hände waren härter.

Plötzlich brach die Wand ein. Körpergroße Stücke fielen heraus.

Ein Loch entstand, das so groß war, um einen Menschen wie Lakana bequem hindurchzulassen.

Suko flog durch die Luft. Er hatte Mandra zur Seite gedrückt und sich abgestoßen. Bevor Lakana entwischen konnte, packte der Chinese ihn am Knöchel, riß ihn nach hinten und damit auch zu Boden.

Lakana klatschte auf den harten Boden. Mit der Geschmeidigkeit einer Katze rollte er sich herum. Soviel Kraft hätte ich diesem Leichtgewicht nicht zugetraut, aber Fakire sind eben nicht mit anderen Personen zu vergleichen.

Er trat mit dem freien Fuß zu, erwischte Suko an der Stirn, und mein Freund geriet aus dem Konzept.

Dann war ich zur Stelle. Als Lakana wieder hochschnellte, sprang er genau in meinen rechten Haken, der ihn zu Boden schleuderte.

Ausgeschaltet war er noch nicht. Mit Händen und Füßen griff er mich an, und ich kam wieder bei ihm durch. Mein Haken hatte seine Deckung durchbrochen und war an der Stirn als Treffer gelandet. Jetzt schüttelte er den Kopf wie jemand, dem man einen Eimer Wasser darüber gegossen hatte.

Noch einmal setzte ich nach. Den Körpertreffer verdaute er nicht so leicht. Er knickte zusammen. Ich packte sein Handgelenk und drehte es auf den Rücken.

So blieb er in meinem Griff hängen. Es war der berühmte Polizeigriff.

Wenn er sich stark bewegte, würde er sich den Arm brechen, und so etwas überlegte sich auch ein Fakir.

Mandra hatte sich wieder erholt. Nickend schritt er auf Lakana zu und sagte: »Jetzt dieselben Fragen noch einmal, mein Freund. Nur anständig beantwortet.«

Die »Antwort«, die wir bekamen, überraschte uns. Es waren keine Worte, die über seine Lippen drangen, sondern Pfiffe, hoch, schrill, und ich ahnte, was sie zu bedeuten hatten. Ähnliche Geräusche kannten wir von den Ratten her.

Suko wollte ihm noch die Hand auf den Mund pressen, ohne Erfolg.

Die Ratten hatten das Pfeifen bereits gehört.

Woher sie kamen, wußten wir nicht. Aber wir hörten das Trappeln der kleinen Füße. Der Lautstärke nach zu urteilen, mußten es ungeheuer viele Ratten sein, die aus allen möglichen Ecken und Winkeln hervordrangen. Sei es drinnen oder draußen. Jedenfalls

waren sie plötzlich da. Sie huschten über die Türschwelle und sprangen auch durch das Loch in der Wand.

In dem Raum klatschten die kleinen Körper auf. Zuerst hatte ich sie noch gezählt, dann ließ ich es bleiben, denn nun mußten wir uns gegen diese verfluchte Invasion verteidigen…

***

Baron von Tirano!

Hakim hatte den Namen noch nie gehört und den Mann erst recht noch nie gesehen. Er war neben dem Jeep stehen geblieben und hatte seine flache Hand auf die Kühlerhaube gelegt. So erinnerte er an ein dunkles Denkmal und gleichzeitig an einen Geist, der aus dem Dschungel getreten war.

Aber ein Dschungelgeist redete nicht wie ein Mensch.

»Wer bist du?« fragte der Baron.

Hakim flüsterte seinen Namen.

Der andere nickte. »Du hast Angst, nicht?«

»Ja, verdammt!« keuchte der Wildhüter. Er bekam kaum Luft.

Die vielen Ratten drückten zu sehr auf seinen Körper.

»Das kann ich mir vorstellen. Angst sollst du auch haben, mein Lieber. Jeder soll Angst haben, und ein jeder wird schreckliche Angst bekommen, sobald die Zeit der Ratten richtig angebrochen ist. Was du bisher erlebt hast, war nur eine kleine Spielerei, ein Vorgeschmack auf das, was dich noch alles erwartet. Die Menschen waren zu arrogant. Sie haben die Ratten nicht ernst genommen, das war ihr Pech. Jetzt werden sie darunter zu leiden haben…«

»Was willst du denn?«

»Dich begleiten.«

»Und wohin?«

»Das sage ich dir, wenn ich neben dir sitze. Wir werden gemeinsam losfahren.«

»Ich… Ich kann nicht fahren«, flüsterte Hakim. »Die Ratten haben nur mein Gesicht freigelassen. Sie sitzen überall. Das kannst du sehen. Für mich ist es unmöglich, so den Wagen zu lenken.«

»Darum brauchst du dir keinerlei Sorgen zu machen«, sagte der Baron.

Unter dem Schleier vor seinem Gesicht bewegte sich etwas.

Vielleicht waren es die Wangen, vielleicht der Mund, jedenfalls vernahm der angststarr dasitzende Hakim einen schrillen Pfiff.

Er war kaum verklungen, als sich alles änderte. Die Ratten zeigten plötzlich kein Interesse mehr an ihrem Opfer. So rasch, wie sie es angegriffen hatten, so schnell verließen sie es auch.

Der Mann konnte nur staunen. Er starrte auf die vor seinen Augen herhuschenden und springenden Körper, hörte die Schläge, als sie auf

die Kühlerhaube prallten, von dort zu Boden sprangen und im hohen Gras hocken blieben.

Auch auf dem Kopf fühlte sich der Wildhüter schon sehr schnell vom Druck der Tiere befreit.

Er atmete wieder normal durch! Es war kaum zu fassen. Die Ratten, die Flucht – das ganze Elend erschien ihm wie ein böser Traum.

Daß es nicht so war, bewies die Existenz des unheimlichen Barons. Er hatte seinen Platz nicht gewechselt und starrte den Wildhüter nach wie vor hart an.

»Du wirst dich hüten, auch nur etwas zu tun, das mir nicht gefällt!« sagte er. »Haben wir uns verstanden?«

»Ja.«

»Auch während der Fahrt wirst du auf mich hören. Glaube nur nicht, daß die Ratten verschwunden sind. Sie werden uns nach wie vor begleiten und auch im Wagen bleiben. Kapiert?«

Hakim nickte. Was sollte er sonst tun? Er konnte nichts machen.

Dieser Baron von Tirano war nicht nur ein seltsamer Kauz, er war auch unheimlich. Seine gesamte Gestalt erinnerte an die eines Vampirs, wie Hakim ihn aus Gruselfilmen her kannte.

Der Baron schritt um den Wagen herum. Durch den Luftzug geriet das dunkle Tuch vor seinem Gesicht in Schwingungen, und der Wildhüter konnte einen Teil des Vorderkopfes sehen.

Hakim erschrak.

Nein, das war kein Mensch. So bleich und farblos konnte einfach kein Mensch sein. Und er hatte auch ein Auge erkannt. Es war rot geädert, als würden aus ihm irgendwann einmal Blutstropfen rinnen.

Jetzt war ihm diese Gestalt noch unheimlicher als zuvor, und er schüttelte sich.

Der Baron stieg neben ihm ein, ließ sich nieder und nickte ihm zu. Das Tuch schützte wieder sein Gesicht. »Fahr los!«

»Ja, ja, natürlich.« Hakim gehorchte automatisch den Befehlen.

Endlich besaß er die Zeit, nach dem Zündschlüssel zu suchen. Er war tief in die rechte Hosentasche gerutscht. Als er den Schlüssel hervorholte und sich dabei drehte, erhaschte der Wildhüter auch einen Blick in den Fond.

Der Wagen war besetzt.

Die Ratten hatten dort ihren Platz gefunden. Sie hockten nicht ruhig da, sondern wirbelten und zitterten durcheinander. Sie waren in voller Bewegung, kratzten, stellten sich aufrecht, sanken wieder zusammen und bildeten ein Knäuel.

Der Anblick war nichts für schwache Nerven, aber Hakim hatte sich mittlerweile daran gewöhnt.

Er peilte nach rechts und sah eine große Anzahl dieser widerlichen Nager auch auf dem Boden. Dort huschten sie durch das Gras,

sprangen, kratzten und trampelten.
»Fahr endlich! Ich will und muß hier weg!«
»Sicher.« Hakim sah, wie sehr seine Hände zitterten, als er den Schlüssel in Richtung Zündschloß bewegte. Es war unwahrscheinlich, was er durchgemacht hatte. Dabei fragte er sich, ob er in seinem Zustand überhaupt noch fahren konnte.
Zweimal würgte er den Motor ab. Beim dritten Versuch endlich klappte es.
Er kam los.
Der Jeep bockte ein paarmal. Einige Ratten purzelten durcheinander, ein paar fielen auch aus dem Wagen und rannten, wie auch andere Tiere, neben dem Wagen her.
Es war eine Fahrt, wie der Wildhüter sie noch nie unternommen hatte.
Er wußte nicht, wohin die Reise ging, denn sein Nebenmann schwieg sich aus. Nur die Richtung wurde ihm bekannt gegeben.
»Den Dschungel umrunden!«
Das tat Hakim. Als er einige Minuten gefahren war, ging es ihm wieder besser. Allmählich schüttelte er die Lähmung und das Grauen ab, das ihn überfallen hatte. Er dachte nicht mehr an die Ratten und deren Überfall, sondern konzentrierte sich einzig und allein auf die Fahrerei.
Der Boden war nicht glatt. Das hohe Gras ließ nur eine grüne Fläche sehen. Es verdeckte die zahlreichen Schlaglöcher und Mulden, die den Grund wie eine Kraterlandschaft durchzogen.
Diese Hindernisse waren vorher nicht zu sehen, man spürte sie nur.
Und das richtig.
Während der Fahrerei kam sich Hakim vor wie auf der Kommandobrücke eines Schiffs. Mal wurde er nach oben gestoßen, dann fiel er wieder zurück, oder er mußte um plötzlich im Weg liegende Hindernisse herumkurven, wie umgeknickte Baumstämme oder sperriges Gebüsch.
Der dichte Dschungel lag an der rechten Seite und wirkte wie eine grüne Wand, in deren Innern es lebendig geworden war, nachdem die Ratten abgezogen waren.
Da kreischten die Affen wieder, und auch die Vögel stimmten in das schrille Konzert mit ein.
»Du weißt, wo der Rattentempel liegt?« fragte der unheimliche Beifahrer nach einer Weile des Schweigens.
»Ja.«
»Dort fährst du hin.«
Hakim lachte krächzend auf. »Aber wieso? Dort findet man nichts. Die Mauern sind überwuchert. Der Dschungel hat alles gefressen.«
»Das laß nur meine Sorge sein. Ich will, daß du zum Tempel fährst

und mit dabei bist, wenn wir sie erwecken.«

»Wen?«

»Karni-Mata, die Rattenkönigin.«

Hakim hätte um ein Haar das Lenkrad des Jeeps verrissen, als er das hörte.

Er mußte stark gegenlenken, bekam das Fahrzeug wieder in die Spur und vernahm neben sich den wütenden Fauchlaut. »Noch einmal eine solche Tour, und die Ratten werden dich zerfetzen. Sie hören auf mich, das ist dir ja bekannt.«

Natürlich war es Hakim bekannt. Er hatte es selbst erlebt, wie dieser Mensch mit den Tieren umging. Er redete sogar ihre Sprache!

Ob er in seinem ersten oder einem noch früheren Leben eine Ratte gewesen war?

Hakim schüttelte sich. Er starrte für einen Moment auf die Hände seines Mitfahrers. Der Fremde hatte die Finger um einen Haltegriff gekrallt. Sehr lange Finger mit einer blassen Haut, die sogar ein wenig durchsichtig wirkte.

»Ich konnte nichts dafür«, entschuldigte sich der Wildhüter.

»Für was?«

»Daß der Wagen vorhin fast umgekippt wäre. Der Boden ist wellig, durch das hohe Gras sieht man die Unebenheiten nicht.«

»Schon gut, fahr weiter.« Die Stimme besaß nicht mehr den harten Klang. Sie schien schwächer geworden zu sein.

Hakim riskierte einen Blick auf die Seite. Der andere hockte vornüber gebeugt in seinem Sitz. Sein Körper schaukelte, wenn der Wagen über die Unebenheiten fuhr. Irgendwie wirkte er kraftlos.

Ob er sich vielleicht übernommen hatte?

Das Tuch war vom Fahrtwind erfaßt worden und wurde gegen das Gesicht des Mannes gepreßt, so daß dessen Umrisse ziemlich deutlich zu erkennen waren.

Hakim sah es nur im Profil, und er bemerkte die scharfen Züge, die hervorspringende Nase, das harte Kinn und die Wangenknochen, über denen sich die Haut spannte.

Ein wirklich seltsamer Typ…

Wenn die Ratten nicht gewesen wären, hätte Hakim versucht, den anderen zu überwältigen, so aber traute er sich nicht, denn er war nicht lebensmüde.

Die Gegend änderte ihr Gesicht. Sie nahm wieder mehr einen dschungelähnlichen Charakter an. Das Buschwerk war grüner geworden, der Boden feuchter und sumpfiger. Wenig später mußten sie einen flachen See durchqueren, was der Jeep allerdings schaffte.

»Wie weit ist es noch?« fragte der Baron.

»Nicht mehr weit.«

»Beeil dich!«

»Natürlich.« Hakim gab Gas. Vielleicht wollte der andere auch nur zum Tempel gebracht werden, um den Fahrer anschließend laufen zulassen. Das wäre ideal gewesen. Von dieser vagen Hoffnung beflügelt, scheuchte Hakim seinen Wagen über einen schmalen Trampelpfad in Richtung Tempel. Er ließ sich durch nichts aufhalten.

Die Reifen walzten die Bodengewächse nieder, und schon ging es wieder in den Dschungel hinein. Natürlich war er dicht. Sehr bald mußten die Männer die Köpfe einziehen, weil Zweige und Blattwerk nicht nur gegen den Wagen, sondern ihnen auch ins Gesicht peitschten.

Die Reifen wühlten den Dreck und Schlamm in die Höhe. Das laute Motorengeräusch störte die Ruhe des Dschungels, die Luft wurde feuchter, der Wildhüter begann wieder, schwerer zu atmen, und wunderte sich, daß er von seinem Beifahrer nichts hörte.

Deshalb schaute er zu ihm hin.

Die Haltung fiel ihm auf. Sie war unnatürlich steif, der Mann klammerte sich noch immer am Griff fest. Sein Kopf pendelte vor und zurück, die Unebenheiten des Bodens wurden von dem Baron nicht mehr ausgeglichen, und er hockte dort wie ein Toter.

Tote konnten nur nicht sprechen.

Und noch etwas fiel dem anderen auf. Der Mann neben ihm atmete nicht mehr.

Zuerst wollte er es kaum glauben und dachte sich getäuscht zu haben, dann schaute er noch einmal hin und stellte fest, daß kein Atemzug die Brust des Barons mehr hob oder senkte.

Für Hakim war es unmöglich und unbegreiflich. Das hatte er noch nie erlebt. Ein Mensch, der nicht atmete und trotzdem lebte.

Da kannte er eigentlich nur eine Erklärung.

Den lebenden Toten.

Auch Zombie genannt…

Hakim wurde bleich. Zombie! Wenn das stimmte, konnte er sein Testament machen, denn was er über Zombies gelesen hatte, war schlimmer als alles andere. Da konnte man sogar die Ratten noch als harmlos bezeichnen. Und ausgerechnet ein lebender Toter hockte neben ihm. Unwahrscheinlich war so etwas.

Er schüttelte den Kopf, gab wieder Gas und mußte einsehen, daß er nicht mehr weiterkam.

Auch einem geländegängigen Jeep waren Grenzen gesetzt. Es gab im Dschungel kein Durchkommen mehr, alles war zugewuchert.

Aus…

»Wir müssen anhalten«, erklärte Hakim seinem Beifahrer.

Der drehte mühsam den Kopf. »Wie weit noch?«

»Kann ich nicht sagen. Wir müssen auf jeden Fall zu Fuß durch den Dschungel. Und ob Sie das schaffen…«

»Und wie ich das schaffen werde«, knirschte der Baron. »Gibt es dort viel Sonne?«

»Mehr Schatten.«

»Das ist gut«, sagte der Baron von Tirano und drückte die Tür auf.

»Das ist sogar sehr gut.«

Kopfschüttelnd schaute Hakim zu, wie sein unfreiwilliger Fahrgast den Jeep unter Mühen verließ, neben dem Wagen stehen blieb und den Kopf schüttelte.

Dann ging er weiter.

Die Ratten sprangen ebenfalls zu Boden. Als Hakim sie sah, wurde er wieder daran erinnert, daß er ein Gefangener war und nicht der andere, der sich so schwach fühlte.

Die Nager wimmelten um seine Füße. Sie kletterten allerdings nicht an ihm hoch, so daß er nur auf die Körper schaute, die ihren Weg in die Tiefe des Dschungels fanden.

Und mit ihnen der Baron.

Die Sonne wollte er nicht. Er suchte den Schatten. Von ihm konnte er genug haben, denn die Zweige und Äste der hohen tropischen Bäume wirkten wie ein Dach.

Es war fast geschlossen. Nur hin und wieder tupften einige Sonnenstrahlen hindurch und malten helle Flecken auf den Waldboden, aber der Schatten überwog.

Die Ratten ließen beide Männer keinen Moment aus den Augen.

Hakim bekam nur soviel Spielraum, wie er zum Gehen brauchte.

Hin und wieder wurde er auch angesprungen. Dann wuchteten die Körper gegen seine Beine, krabbelten hoch und liefen schnell wieder an den Waden nach unten, um sich mit ihren Artgenossen zu vereinigen.

Dem Baron ging es wieder besser. Seine Bewegungen waren zielstrebiger geworden, er schritt federnder voran. Da machten ihm auch der feuchte Boden und die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, nichts aus.

Auch die Baumschlange nicht.

Hakim sah sie zuerst. Er hatte den Baron warnen wollen, verschluckte im letzten Augenblick seine Worte und sah, wie die Schlange plötzlich zubiß. Eine huschende Bewegung nur, mit den Augen kaum zu verfolgen, aber die Zähne trafen genau den Nacken des Barons.

Blitzschnell hackten sie in das Fleisch.

Das Gesicht des Wildhüters verzerrte sich zu einem Lächeln. Er kannte die Wirkung des Schlangengifts. Es würde vielleicht eine halbe Minute dauern, dann klappte der Mann vor ihm zusammen.

Die dreißig Sekunden verstrichen.

Der Baron schritt weiter. Er räumte mit seinen Händen die

Hindernisse aus dem Weg, als wäre nichts geschehen. Hakim verlor allmählich den Glauben an die Menschheit. Jeder andere wäre gefallen, doch bei dem Baron spielte sich nichts ab.

Der ging federnd weiter. Sein Gang verlangsamte sich auch nicht, im Gegenteil, er wurde schneller, kraftvoller, und mit beiden Händen schaffte er zur Seite, was aus dem Weg zu räumen war.

Jetzt drehte er sogar den Kopf. »Beeil dich, ich habe nicht viel Zeit!«

»Ja, ja, natürlich.« Die Antwort klang schwach, denn Hakim hatte seine Überraschung noch immer nicht verdaut. Das war und blieb ihm ein Rätsel.

Das Dickicht wurde immer undurchdringlicher. Hier hatte der Dschungel frei wuchern können. Unzählige Insekten schwirrten durch die Luft. Hoch in den Kronen der Bäume erklang das wilde Schreien der Affen. Sie warnten andere Tiere durch ihre schrillen Laute vor einer Gefahr, denn sie hatten die Ratten längst entdeckt.

Bei jedem Schritt schmatzte es unter ihren Füßen. Der Boden war sehr feucht. In den hinterlassenen Trittstellen sammelte sich das Wasser.

Eine Machete hätten sie jetzt gebrauchen können, und nur die Ratten kamen immer durch.

Fast eine Stunde verging, da nahm der Untergrund eine andere Form an, denn er wurde wieder etwas härter, so daß man auf ihm auch bauen konnte.

Einen Tempel, zum Beispiel…

Die Mauern waren überwuchert worden. In der grünen Hölle erst im letzten Augenblick zu erkennen. Der Baron hatte sie gesehen, denn er war stehen geblieben.

»Hier ist es?« fragte er.

»Ja.«

Vor ihnen wuchs der Tempel in die Höhe. Nicht in Pyramidenform, wie man es von den Mayas und Inkas kannte, sondern auf Säulen gestützt, die eine dicke Moosschicht aufwiesen, über die sich zusätzlich noch lianenartige Gewächse rankten.

Es war noch ungefähr zu erkennen, welch ein Bauwerk vor ihnen stand, und der Baron schlug vor, den Eingang zu suchen. »Oder kennst du ihn bereits?« fragte er zusätzlich.

»Nein.«

»Dann los!«

Hakim fiel auf, daß die Ratten unruhiger geworden waren. Sie hatten die beiden Männer bisher nur begleitet, nun aber drehten sie ihre Kreise.

Dabei blieben sie zusammen, so daß sie wie eine graue, wirbelnde Masse wirkten.

»Sie spüren es«, sagte der Baron mit flüsternder Stimme. »Sie spüren,

daß wir dicht vor dem Ziel stehen. Weiter.«

Es dauerte, bis sie den Eingang gefunden hatten, denn der Dschungel hatte einfach zu stark wuchern können. Schließlich hatten sie es geschafft. Eine düstere Öffnung tat sich vor ihnen auf.

Rechts und links befanden sich Mauern, die von den beiden Männern überhaupt nicht wahrgenommen wurden, weil die grüne Wand sie überwucherte.

»Geh vor!«

Hakim hörte den Befehl, starrte den anderen sekundenlang an und sah dessen aufforderndes Nicken.

Er ging.

Dieser Baron war immer stärker als er. Zudem besaß er die Ratten, die Hakim begleiteten.

Er tauchte ein in eine stumme, unheimliche Finsternis. Der Wildhüter verspürte plötzlich die Angst und das seltsame Gefühl, das ihn überkam.

Dieser Tempel war kein normales Gemäuer, dahinter steckte etwas anderes. Er besaß eine gewisse Atmosphäre. Man konnte sie mit den Worten unheimlich und grauenvoll umschreiben.

Kalt rann es Hakim trotz der Schwüle über den Rücken. Er wußte nicht, wie der Tempel gebaut war und wie viele Räume es gab.

Vielleicht sogar Hallen und auch Opferstätten, man mußte eben mit allem rechnen. Der Untergrund bestand aus festem Stein. Die Ratten huschten an Hakim vorbei. Sie waren überhaupt nicht mehr zu halten, und der Wildhüter hörte die schrillen Geräusche.

Das war ein Pfeifen und Kreischen. Laute, die Hakim noch nie vernommen hatte. Die Ratten waren aus dem Häuschen, sie hatten bemerkt, daß alles nur für sie getan worden war, und sie wollten so schnell wie möglich ans Ziel.

Es war dunkel. Wenn Hakim nach vorn schaute, sah er keinen Körper.

Er spürte sie nur, wenn sie aufgeregt an seinen Beinen vorbeihuschten oder gegen die Waden sprangen.

»Halt!« Das war die Stimme des Barons, und Hakim stoppte seinen Schritt. Er hatte sich nicht umgedreht. In seinem Rücken hörte er ein Geräusch, das entsteht, wenn jemand ein Zündholz anstreicht. Es flackerte auf, Licht und Schatten entstand, dann durfte sich Hakim umdrehen.

Er schaute den Baron direkt an.

Der unfreiwillige Begleiter hatte eine Kerze angezündet. Durch einen hellen Glasbehälter war sie geschützt, so daß sie nicht so leicht ausgeblasen werden konnte.

Das Licht fiel auch auf den Baron. Es erreichte nicht nur den Körper, das Gesicht wurde ebenfalls gestreift, und Hakim erkannte es jetzt

zum ersten Mal in einer solchen Deutlichkeit.

Baron von Tirano hatte die Oberlippe zurückgeschoben. Das nicht ohne Grund, denn er wollte seinem Gegenüber die beiden spitzen Vampirzähne zeigen.

Hakim begriff.

Vor ihm stand ein Blutsauger!

***

Ratten, wohin wir schauten. Dazu ein Mann, der in meinem Griff hing und sich diebisch freute. Er lachte schrill, begann, mit den Beinen zu strampeln, denn er wußte genau, daß er sich nicht mehr lange in meinem Griff befinden würde.

Um gegen diese verdammten Biester anzugehen, mußte ich beide Hände freihaben und ihn loslassen.

Auch meine Freunde Mandra Korab und Suko waren zurückgewichen.

Sie wollten ebenfalls bessere Kampfpositionen einnehmen. Suko hatte seine Peitsche gezogen, schlug einmal einen Kreis, und die drei Riemen fielen aus der Öffnung.

Es wurden immer mehr Tiere. Wir starrten auf das widerliche Gewimmel vor uns am Boden, und die ersten Ratten sprangen bereits an Mandra und Suko hoch.

Für mich wurde es ebenfalls Zeit einzugreifen. Lakana bekam von mir einen wuchtigen Stoß, bevor ich ihn losließ. Der Fakir stolperte auf sein Nagelbrett zu, das von den Ratten verschont wurde, denn sie wollten sich schließlich nicht selbst umbringen.

Ich sah nicht genau, wo der Fakir zu Boden ging, denn nun mußte auch ich mich um die Biester kümmern.

In der alten Villa des Barons hatten wir ebenfalls mit Ratten zu tun gehabt. Da waren sie längst nicht so zahlreich gewesen wie hier, und wir hatten sie noch einzeln packen können.

Hier kamen sie in der Masse, und wir mußten einfach unterliegen.

Vielleicht konnten wir uns noch für Minuten halten, irgendwann jedoch würde die Woge über uns zusammenbrechen.

Ich trat zu, während mir diese Gedanken durch den Kopf schossen.

Einige Körper erwischte ich. Sie wurden zurückgeschleudert, und Suko setzte seine Peitsche ein.

Es waren keine dämonischen Tiere, sondern normale Ratten.

Suko konnte sie durch Peitschenschläge nicht töten, nur einige von ihnen von ihren Sprüngen abhalten.

Man mußte sie zertreten.

Das taten wir.

Mandra, Suko und ich kämpften. Ich hatte auch meinen Dolch gezogen und stach auf Tiere ein, die besonders hoch sprangen, um in

den Körper beißen zu können.

Zum Glück befand sich in unserem Rücken die Wand. So konnten die Tiere wenigstens nicht von hinten angreifen.

Lakana aber lag auf seinem Nagelbrett und lachte. Aus dem offenen Mund drang das irre Gelächter. Es begleitete unseren Kampf gegen die vierbeinigen Nager, und ich war es mit meinem Dolch, der die meisten Ratten killte.

Suko hatte die Peitsche verschwinden lassen. Die Tiere waren einfach schneller, als er mit ihr schlagen konnte. Aus diesem Grund verließ er sich auf seine Hände.

Mit Karateschlägen tötete er die Tiere. Dabei ließ er sie gegen seinen Körper springen und sich festkrallen. Danach pflückte er sie weg und hämmerte zu.

Sein Gesicht verzog sich dabei. Haß und Wut leuchteten in seinen Augen. Die Handkanten sensten nach unten. Jeder Schlag war ein Treffer, die Ratten purzelten zu Boden und blieben liegen.

Suko ließ nichts anbrennen.

Auch ich kämpfte. Immer wieder stieß ich meine Dolchhand vor und erwischte anspringende Nager noch mitten in der Luft. Dann spießte ich sie jedesmal auf. Längst rann das Blut über meine Hand und am Gelenk nach unten. Auch meine Kleidung war vom roten Lebenssaft der Ratten bespritzt, so daß ich mir fast wie ein menschliches Monstrum vorkam.

Noch konnten wir kämpfen, aber lange würden wir nicht mehr hier stehen, denn die Tiere, die es schafften durchzukommen, versuchten mit geballter Kraft, uns umzustoßen.

Was tat Mandra?

Das interessierte mich natürlich stark, denn er war schließlich durch seine Verletzung behindert.

Danach sah es nicht aus, denn Mandra Korab hatte zwei der drei Dolche gezogen und stellte sich ebenfalls den Ratten zum Kampf.

Nur stach er mit den Waffen nicht zu, sondern setzte sie anders ein.

Er wurde Herr über die Rattenplage.

Mandra stand wie ein Fels in der Brandung. Es hatte ihm nichts ausgemacht, daß sich einige Ratten an ihm festbissen. Seinen Kopf hatte er in den Nacken gelegt, die Arme halb erhoben, und aus den Fäusten schauten die schwarzen Klingen hervor, während die roten Griffe von seinen Händen umschlossen wurden und nicht sichtbar waren.

Ich stach mit meinem geweihten Silberdolch zu. Mandra dagegen ließ die Waffen kreisen.

Und er nutzte ihre Magie.

Noch nie hatte ich ihn so sprechen hören. Aus seinem Mund strömten kehlige Laute, während er die beiden Dolche kreisförmig durch die

Luft führte. Dabei drehte sich der rechte nach links und der linke nach rechts.

Zuerst geschah nichts. Wie nebenbei bekam ich die kreisenden Bewegungen der Arme mit, und ich fragte mich, was das alles überhaupt sollte. Wollte Mandra hier vielleicht den Märtyrer spielen?

Nein, dazu war er nicht der Typ!

Es begann mit einem gellenden Schrei.

Nicht Mandra Korab hatte ihn ausgestoßen, sondern Lakana, und er war wie ein Irrwisch von seinem Nagelbrett in die Höhe geschnellt. Mit einem froschartigen Hüpfer verließ er seine »Schlafstelle« und sprang mitten in das Gewimmel der Ratten hinein, wobei er sich im Kreis drehte und beide Hände vorstreckte.

Weit riß er sein Maul auf. Er starrte Mandra Korab an, zischte ihm etwas zu, doch der Inder hörte nicht. Er bewegte seine Arme, aus dem Mund drangen Laute der alten Göttersprache, und Lakana zog sich zusammen, als hätte er Essig getrunken.

Was er schrie, konnte ich nicht verstehen, es hatte sich allerdings angstvoll angehört.

Nicht ohne Grund.

Plötzlich reagierten auch die beiden Dolche.

Bisher hatte ich nur gedacht, in den Griffen würden die Flammen stecken, doch sie breiteten sich aus und erfaßten ebenfalls die schwarzen Klingen, so daß diese auch rot aufglühten.

Dabei blieb es nicht.

Plötzlich schossen Flammen aus ihnen hervor. Es waren lange, feurige Lanzen, und sie stachen in die Masse der Ratten hinein, loderten über die Körper hinweg und hatten sie im Nu erfaßt.

Die Ratten brannten!

Das geschah, ohne daß sie Rauch abgaben. Ihre Körper schmolzen weg, und die Flammen, die die Dolche verlassen hatten, zuckten auch nicht zurück. Sie blieben mit den Messern in Verbindung, huschten dabei lautlos über die graubraunen Nager und breiteten sich immer weiter aus.

Fingerhoch huschten sie über die Ratten hinweg, ließen uns Menschen aus und griffen nur die Tiere an, um sie vor unseren Augen zu zerstören.

Aus Ratten wurde Staub.

Ich ließ meinen rechten Arm sinken, denn den Dolch brauchte ich vorerst nicht mehr. Mandra Korab hatte mir bewiesen, wie man sich dieser Rattenplage entledigte.

Lakana schaute zu.

Er verstand die Welt nicht mehr. Auf seinem Gesicht breitete sich der Unglaube aus. Er mußte mit ansehen, wie seine Tiere, für die er so lange gekämpft hatte, Opfer der Dolchmagie wurden. Nur sehr

wenigen Ratten gelang es, durch die offene Mauer zu entkommen oder in Richtung Ausgang zu laufen.

Auf einmal regte sich nichts mehr zu unseren Füßen. Auch Mandra konnte seine Arme sinken lassen. Er schaute uns an, nickte, wobei ein Lächeln um seine Lippen glitt.

Geschafft!

Und wie, mußte man sagen. Was Mandra Korab da gebracht hatte, hätten wir niemals geschafft.

Ich schaute auf die Dolche in seinen Händen. Die Klingen hatten wieder ihre normale Farbe angenommen. Mit einer lässig anmutenden Bewegung warf Mandra beide Dolche in die Luft, sah zu, wie sie sich überschlugen, und fing sie geschickt auf.

Dann ließ er sie wieder verschwinden.

Lakana hockte auf dem Boden. Aus seinem Mund drangen Geräusche, die man als Mittelding zwischen Lachen und Schluchzen bezeichnen konnte. Jedenfalls seltsame Laute. Er, der Fakir, mußte den Schock seines Lebens bekommen haben, denn noch immer war er völlig aus dem Häuschen, änderte seine Haltung, kniete sich in den Ascherest, spreizte die Finger und wühlte ihn mit beiden Händen auf.

Suko verließ seinen Platz. Er kam auf mich zu. Dicht vor Mandra trafen wir zusammen.

Der Inder lächelte.

»Darf ich dir gratulieren?« fragte ich.

»Halb so wild. Ich habe die Kraft der Dolche eingesetzt.«

»Das sahen wir«, sagte Suko. »Nur verstehe ich nicht, daß sie sich gegen die Ratten stellten.«

Mandra hob die Schultern, während sich mein Freund Suko den Schweiß von der Stirn wischte. »Es ist doch so«, sagte der Inder.

»Diese Dolche haben die Kraft verstorbener Dämonen in sich vereinigt. Ihre Herkunft liegt noch ein wenig im dunkeln, und es ist so wie mit den meisten Waffen. Man kann sie für die eine Seite als auch für die andere einsetzen. Das ist nun mal so. Wie bei euren auch.«

Da hatte Mandra nicht gelogen. Dennoch verstand ich nicht richtig, daß der Vampir-Baron mit Hilfe eines Dolches die Rattenkönigin erwecken wollte. Das sagte ich Mandra auch.

Der Inder hob die Schultern. »Eine genaue Antwort wirst du von mir nicht bekommen können. Die kann ich dir erst geben, wenn wir den Tempel gefunden haben.«

»Und den Baron«, fügte Suko hinzu.

»Den auch.«

»Vielleicht kann er uns noch etwas sagen«, schlug ich vor und deutete auf Lakana. »Möglicherweise steht er unter Schock, das sollten wir eigentlich ausnutzen.«

Der Ansicht waren Mandra und Suko auch.

Der Fakir kniete noch immer, wühlte mit den gespreizten Händen in der Asche, wirbelte sie hoch, so daß sie dunkelgraue Wolken bildete, die nur langsam wieder nach unten sanken.

Er sprach wie ein Kleinkind, Brabbelnde Laute, zur Hälfte verschluckte Worte, die wir sowieso nicht verstanden, weil seine Sprache für uns fremd war.

Mandra packte zu. Mit der gesunden Hand zog er ihn in die Höhe und stellte ihn auf die Füße.

Der Fakir greinte. Tränen rannen aus seinen Augen. Auf einem Nagelbrett konnte er schlafen, aber hier drehte er durch.

Mandra redete wieder mit ihm. Ich gebe nur die Übersetzung wieder, die uns der Freund anschließend lieferte.

»Jetzt halt dein Maul!« fuhr Mandra den Fakir an. »Du kannst nichts ändern, dein Rattenzauber hat nicht funktioniert. Wir waren stärker. Vor allen Dingen meine Dolche.«

Das Gesicht des Nagelbrett-Sitzers nahm einen anderen Ausdruck an.

Er stoppte meinen Freund von einem Augenblick zum anderen und fragte Mandra: »Wer bist du?«

»Der Eigentümer der Dolche.«

Der Fakir überlegte einen Augenblick. Er schaute Mandra dabei von oben bis unten an. Suko und ich verstanden die nächsten Worte.

»Mandra Korab?«

Unser indischer Freund nickte.

Der Fakir stieß einen zischenden Laut aus, bevor er die Hände gegen das Gesicht schlug. Damit hatte er nicht gerechnet. Wir wunderten uns, als er in die Knie brach und bei ihm das heulende Elend durchkam.

»Was hat er?« fragte ich.

»Ich werde ihn fragen«, antwortete Mandra und zog den Fakir wieder in die Höhe. Er stieß ihn vor sich her, bis er mit dem Rücken gegen die Wand prallte. Mandra redete schnell und für uns unverständlich auf ihn ein. Diese Rede hat er uns auch anschließend nicht übersetzt, dafür die Antworten des Fakirs.

»Mir hat man gesagt, daß die verdammten Dolche sich nicht mehr in deiner Hand befinden. Sie sollen verteilt worden sein, um den Schrecken zu bringen.«

Mandra lachte. »Das waren sie auch. Aber wir haben es geschafft und einige von ihnen zurückgeholt.«

»Wie viele?«

»Drei.«

Der Fakir zog sich wieder zusammen. Sein Blick wurde dabei lauernd.

Selbst in der schlechten Beleuchtung des Öllichts zu erkennen.

»Aber du hast nicht den, der die Rattenkönigin erwecken kann, nicht

wahr?«
»Noch nicht.«
Da lachte der magere Kerl. »Ihn wirst du nicht finden. Er befindet sich bereits in der Nähe, und alles ist vorbereitet, um Karni-Mata zu holen. Ihre Diener stehen bereit. Eine Armee von Ratten wird sie begleiten, und ihre Diener werden sich für sie opfern, damit sie in ihrem nächsten Leben als Ratten wiedergeboren werden. Mich habt ihr stoppen können, aber ich bin nur einer von vielen. Alle anderen warten nur auf ihr Erscheinen. Sie brauchen es nicht mehr lange. Karni-Mata wird kommen, der Rattentempel muß sich öffnen.«
»Weil der Dolch dort ist?«
»Genau.«
»Wer hat ihn?«
Der Fakir schüttelte den Kopf. »Ich kenne ihn nicht. Es ist ein Fremder, der aus einem anderen Land stammt, das weit entfernt liegt. Er kommt aus einer Welt, die für uns anders ist, aber er hat den Auftrag, Karni-Mata zu erwecken, denn dieser Mann hat es geschafft, sich mit den Ratten zu unterhalten.«
»Es ist Baron von Tirano?«
»Möglich.«
»Du hast ihn also nicht gesehen?« forschte Mandra weiter.
»Nein, nie.«
Aber wir kannten den Baron. Verdammt gut sogar. Er besaß tatsächlich Macht über die Nager, das hatte er uns auf dem Maskenball der Monster bewiesen. Wir wußten, wie gefährlich er war, und durften ihn keinesfalls unterschätzen.
Im nächsten Augenblick gelang dem Fakir wieder eine Überraschung.
Mandra war durch das Gespräch abgelenkt worden und hatte auch nicht damit gerechnet, daß Lakana es noch einmal versuchen würde. Dennoch startete er und überraschte uns.
Wieder bewegte er sich so seltsam froschartig.
Mandra und Suko wollten ihn festhalten, beide kamen zu spät und griffen ins Leere.
In einem Halbbogen hob der Fakir vom Boden ab. Sein Ziel war das Nagelbrett, auf das er bäuchlings fiel.
Sein Schrei zitterte durch die Hütte.
Im nächsten Augenblick sahen wir das Blut. Es quoll aus zahlreichen kleinen Wunden, die ihm die Nägel beigebracht hatten. Der Lebenssaft rötete das Nagelbrett auf eine makabre Weise. Mit ausgebreiteten Armen und Beinen lag der Fakir auf den Nägeln und rührte sich nicht mehr.
Mandra und Suko standen daneben. Sie hoben die Schultern. Ihre Gesichter waren starr.
Ich kam hinzu. »Hat er sich selbst umgebracht?« erkundigte ich mich.

Mandra nickte. »Alles deutet darauf hin.«
»Weshalb?«
»Er kam sich eben vor wie ein Versager. Das ist für mich die einzige Erklärung.«
»Oder wie ein Verräter«, fügte Suko hinzu.
»Auch das.«
Noch einmal hob Lakana den Kopf. Es bereitete ihm Mühe, das sahen wir. Er drehte ihn sogar zur Seite, so daß wir in sein blutiges Gesicht schauen konnten.
Die Lippen formulierten heisere Worte. Wir verstanden sie nicht, Mandra mußte übersetzen.
»Er sagt, daß wir es nicht schaffen werden und daß er sich auf den Tod freut. Vielleicht verzeiht ihm Karni-Mata, so daß er in seinem nächsten Leben als Ratte wiedergeboren wird. Es wäre das höchste Glück für ihn.«
Das war es also. Ich stand daneben und begriff die Welt nicht mehr.
Wieder einmal wurde mir der Unterschied zwischen Orient und Okzident drastisch vor Augen geführt.
»Eine Frage habe ich noch«, wandte ich mich an meinen indischen Freund. »Wie ist es möglich, daß ihn die Nägel töten konnten und bei unserem Eintritt nicht?«
Mandra runzelte die Stirn. »Ein Fakir hat es gelernt, seinen Körper zu beherrschen. Er kann dies auch steuern. Als er merkte, daß er zum Verräter geworden war, ging er in den Tod. Natürlich in dem festen Glauben, wiedergeboren zu werden.«
»Und wir?« fragte Suko.
»Sehen uns den Rattentempel an«, erwiderte ich.
Mandra fügte hinzu. »Das will ich wohl meinen!«

***

Hakim fürchtete sich, denn er schaute auf ein unheimliches Bild.
Vor ihm stand eine Gestalt, von der er nie geglaubt hatte, daß es so etwas geben würde.
Ein Vampir. Ein Wesen, das sich vom Blut anderer Menschen ernährte. Das war unfaßbar, unbegreiflich, aber nicht wegzuleugnen, denn der seltsame Baron präsentierte seine beiden spitzen Vampirzähne.
Das Licht zuckte über sein Gesicht. Hatte es zuvor noch bleich ausgesehen, so nahm es nun einen rötlichen Schein an, der Hakim an Blut erinnerte. So etwas paßte zu einem Vampir, und der Wildhüter wußte auch, weshalb dieses Wesen nicht geatmet und keinerlei Erschöpfung gezeigt hatte. Vampire waren wie Roboter.
Man konnte sie nur stoppen, indem man sie pfählte. Das wußte auch Hakim.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte der Baron.

»Ja.«

Der Vampir lächelte. Dabei zog er seine Lippen noch weiter zurück.

»Den Ratten hättest du vielleicht entkommen können«, flüsterte er, »aber mir nicht. Ich lasse kein Opfer aus, das ich einmal aufs Korn genommen habe, das kann ich dir versprechen.«

Hakim hatte sich wieder einigermaßen gefangen und traute sich auch, Fragen zu stellen. »Was hat ein Vampir mit den Ratten der Karni-Mata zu tun?«

»Normalerweise nichts, aber bei mir ist das etwas anderes. Ich war lange genug mit den Ratten eingeschlossen. Sie wurden zu meinen Freunden, und mir gelang es, ihre Sprache zu lernen. Ich wußte genau, was sie wollten, und sie sorgten auch dafür, daß ich aus meinem Gefängnis befreit wurde. Ja, ich kam frei, und ich hörte von meinen Freunden, daß sie eine Königin im fernen Indien haben. Sie liegt in einem Rattentempel und muß nur noch erweckt werden, denn ihr Thron ist freigehalten worden. In mir reifte sofort der Plan, dies zu übernehmen, aber es gab eine Schwierigkeit. Ich mußte an einen bestimmten Dolch herankommen, um diese Erweckung vornehmen zu können. Und diesen Dolch habe ich.« Mit der freien Hand griff der Vampir unter seine Jacke und holte das hervor, was er soeben mit Worten beschrieben hatte.

Hakim starrte auf die Waffe. Er schüttelte dabei den Kopf, denn so etwas hatte er noch nie gesehen. Der Dolch lag auf seinem Handteller, die Klinge wies auf Hakim, der Griff zeigte in die Richtung des Vampirs.

Hakim erkannte, daß er eine pechschwarze Klinge vor sich hatte.

In krassem Gegensatz dazu stand der Griff. Er glühte dunkelrot, und etwas bewegte sich in seinem Innern.

Der Wildhüter verglich diese Bewegung mit kreisenden Schlieren.

Damit kam er der Lösung schon ziemlich nahe.

»Kennst du den Dolch?« fragte der Baron.

»Ich habe ihn nie zuvor gesehen.«

»Dann weißt du auch nicht, wem diese Waffe einmal gehört hat? Zusammen mit sechs anderen?«

»Tut mir leid, ich habe keine Ahnung.«

»Der ehemalige Besitzer heißt Mandra Korab. Er ist ebenfalls Inder.«

»Ich stamme aus Pakistan.« unterbrach Hakim den Vampir.

»Für mich spielt das keine Rolle. Ich wollte nur, daß du weißt, wen du vor dir hast.«

Hakim nickte. Schon seit einiger Zeit brannte ihm eine Frage auf der Zunge. Er hatte sich bisher nicht getraut, sie zu stellen, nun aber sprach er sie aus. »Und was geschieht mit mir? Was haben Sie vor, Baron?«

Der Blutsauger vertiefte sein Lächeln. Es wirkte plötzlich grausam und teuflisch. Den überheblichen Ausdruck hatte es völlig verloren. Hakim bekam Angst. Er spürte das gleiche Gefühl, das er bei der Verfolgung durch die Killerratten gehabt hatte. Sein Magen zog sich zusammen, als würde ein unsichtbares Band um ihn liegen.

»Wie du weißt«, erklärte er flüsternd, »braucht ein Vampir, um weiterleben zu können, Blut. Menschenblut. Und du, Hakim, bist ein Mensch. Du hast genau das, was ich benötige.«

Hakim wankte zurück. Seine Hand fuhr in die Höhe, die Finger griffen zum Hals. Mit den Kuppen fuhr er über die Haut, und aus seinem Mund drangen röchelnde Geräusche.

»Ich… Ich soll auch zu einem Vampir werden?«

»Das ist alles möglich, denn entkommen kannst du mir nicht mehr.«

Der Baron von Tirano ließ ein hallendes Lachen hören, das durch den zugewachsenen Tempel schallte.

Überhaupt hörten sich die Stimmen so seltsam an. Wenn jemand sprach, entstanden Echos, die zwischen den blanken Mauern lange umhergeisterten, bis sie verklangen.

»Geh weiter!« befahl der Vampir-Baron, »noch ist es nicht soweit, mein Freund. Ich gebe dir eine kleine Galgenfrist.«

»Wo soll ich denn hin?«

»Ich sage dir schon Bescheid, wenn du anhalten sollst.«

Es war wie auf der Herfahrt. Der Vampir hatte das Kommando übernommen, und Hakim mußte sich fügen.

Es ging ihm nicht gut. In den Knien spürte er ein weiches Gefühl.

Seine Arme zitterten ebenso wie die Hände. Die Angst und der Druck waren nicht von ihm gewichen, das Atmen bereitete ihm Schwierigkeiten. Von seiner Stirn tropfte der Schweiß.

Noch immer trug er das Gewehr. Er hätte es von der Schulter reißen und schießen können.

Aber einen Vampir mit einer normalen Bleikugel töten? Das gab es nicht. Da brauchte man schon andere Geschosse. Oder einen angespitzten Eichenpflock, den man in das Herz des Untiers rammen konnte.

Hakim hatte bisher von dem Tempel nie etwas gesehen, sondern nur aus Erzählungen davon erfahren. Er kannte keine Maße, keine Dimensionen und war über die Größe ein wenig erstaunt. Sie mußten sich in einer gewaltigen Halle befinden. Der Boden war noch ziemlich blank. Demnach hatten es die Pflanzen nicht geschafft, sich durch den Eingang in das Innere des Tempels zu zwängen.

Jeder Schritt hallte nach. Tanzend bewegte sich die Flamme. Sie schuf große Schatten. Der des Wildhüters tanzte seltsam verzerrt über den Boden.

Hier irgendwo mußte das Grab der Rattenkönigin liegen. Ja, sie lag

in einem Grab, so berichteten die alten Geschichten und Legenden. Aber wer begraben war, den konnte man auch als tot bezeichnen.

Normalerweise jedenfalls.

Bei Karni-Mata schien das nicht so zu sein. Sie war nicht tot, sie sollte leben. Vielleicht schlief sie nur und hatte auf genau den Zeitpunkt gewartet.

Alles war möglich. Das Land Indien steckte voller Geheimnisse und ungelöster Rätsel.

Eines davon erlebte Hakim am eigenen Leib. Und er würde dabei sein, wenn es gelöst wurde, aber er hätte sich lieber 1 000 Meilen weit weg gewünscht.

Von den Ratten war auch nichts zu hören und zu sehen. Sie blieben verschwunden, hatten sich in der Finsternis versteckt und lauerten auf die Erweckung ihrer Königin.

Hakim kalkulierte sie als Gegner ein, deshalb unternahm er auch keinen Fluchtversuch.

Sie stießen tiefer in den unheimlichen Rattentempel hinein, ohne irgend etwas sehen zu können. Hakim kam sich vor wie in einem Tunnel. Jeder Tunnel hat einmal ein Ende, so war es auch hier.

Nur führte der Weg nicht ins Freie, er endete vor einer Mauer.

Gewaltig und hoch war die Wand. Das Licht der kleinen Flamme warf seinen tanzenden Widerschein über die fest zusammengefügten Quader und stieß hinein in einen Durchgang, wobei es danach von der Finsternis verschluckt wurde.

Den Durchgang konnte man auch als eine große Tür oder Portal bezeichnen.

Rechts und links entdeckte der Wildhüter bei genauerem Hinsehen zwei menschenhohe Abdrücke. Man hatte sie naturgetreu in das Gestein gemeißelt, und diese Abdrücke zeigten zwei Ratten.

Stumme, unheimliche Wächter vor dem Tor zur Grabkammer von Karni-Mata, einer unheimlichen Rattenkönigin.

Hakim mußte stehen bleiben. Er schaute nicht auf das Tor, sondern die Abbildungen der Ratten an.

Ungemein echt erschienen ihm diese Tiere. Sogar die Augen waren zu erkennen. Sie schimmerten heller als der übrige Kopf, und es schien so, als hätte der Künstler, der die Ratten in den Stein gemeißelt hatte, Perlen hineingesteckt.

Hakim hörte die Schritte des Vampirs hinter sich. Der Blutsauger trat dicht an ihn heran, berührte ihn allerdings nicht, sondern streifte seinen Rücken, um rechts neben ihm stehen zubleiben.

Auch der Wildhüter drehte ein wenig den Kopf.

Er hatte mal davon gehört, daß Vampire keinen Schatten werfen.

Dies bewahrheitete sich, denn das Wesen an seiner Seite war tatsächlich schattenlos.

Der Baron von Tirano streckte seinen freien Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger in die dunkle Höhle. Flüsternd drangen die nächsten Worte über seine Lippen. »Dort liegt sie!« hauchte er. »Genau in diesem Teil des Tempels hat Karni-Mata ihr Grab bekommen, und sie wartet auf ihre Erweckung, die wir nun vornehmen.«

Hakim nickte. Sein Hals war von innen trocken geworden. Er ballte die Hände. Die nächste Frage war wohlüberlegt. »Wo befinden sich die Ratten, die uns begleitet haben?«

»Auch bei ihr.«

Auf eine solche oder ähnliche Antwort hatte er gehofft. Wenn die kleinen Bestien in der Höhle steckten, waren sie von ihm ziemlich weit entfernt. Da konnte er eigentlich einen Fluchtversuch wagen.

Den Weg zurück kannte er ja, und er würde ihn auch in der Dunkelheit finden.

Hakim schaute den Blutsauger an.

Dessen Gesicht lag in einem Wechselspiel aus rotem Licht und dunklen Schatten. Die Augen hatten dabei eine besondere Farbe angenommen, weil sich in ihren Pupillen die Flamme der Kerze zeigte.

Der Vampir schien Gedanken lesen zu können. Vorsichtig schüttelte er den Kopf. »Es hat keinen Sinn, wenn du an Flucht denkst. Ich habe deine Frage nach den Ratten genau begriffen, aber es lohnt sich nicht. Die Tiere sind immer schneller als du.«

»Ich habe nichts von Flucht gesagt.«

»Aber gedacht«, erklärte der Blutsauger. »Ich kenne euch Menschen, denn ich konnte euch lange genug studieren. Hör genau zu! Du gehst jetzt hinein und bis zum Grab der Rattenkönigin vor. Hast du mich genau verstanden?«

Hakim nickte.

»Dann los!« Der Vampir unterstrich seine Aufforderung mit einem Druck gegen das Schulterblatt des Mannes. Hakim konnte sich nicht länger sträuben.

Er schritt vor wie eine Puppe. So steif, so hölzern. Eine automatische Reaktion, denn ihm war klargeworden, daß er nun nicht mehr zurückkonnte.

Die unheimliche Düsternis einer zweiten Höhle verschluckte ihn.

Der Vampir blieb dicht hinter dem Mann. Nur einen Schritt Zwischenraum ließ er, und unter seinen Schuhen knirschten der Staub sowie kleinere Steine, die zertreten wurden.

»Nicht weiter!« raunte der Blutsauger. Seine Stimme klang wie das leise Fauchen eines durch den Dschungel streichenden Windstoßes.

Hakim stoppte.

Er war schrecklich nervös. Die nur von wenigen Geräuschen unterbrochene Stille zerrte an seinen Nerven. Er glaubte, die Angst wie einen Mantel zu spüren, der sich um ihn gelegt hatte.

Baron von Tirano huschte an ihm vorbei. Er ging nicht den direkten Weg, sondern schlug hier und da einen Bogen, als müßte er gewissen Hindernissen ausweichen.

Dabei behielt er die Kerze in der Hand, und so wies dieses Licht genau den Weg, den er ging, denn von dem Vampir selbst sah Hakim kaum etwas.

Wenig später senkte sich das Licht dem Boden entgegen. Dann zischte etwas auf.

Im selben Augenblick begann eine Flamme zu tanzen. Wie ein huschender Finger zuckte sie in die Höhe, besaß eine bläulichgelbe Aura, und ein seltsamer, nach ranzigem Fett stinkender Geruch breitete sich innerhalb der kleinen Tempelhalle aus.

Die erste Flamme brannte.

Drei weitere sollten noch hinzukommen. Hakim war nun in der Lage, etwas zu erkennen, denn die blassen Flammen gaben mehr Licht als nur die einzige Kerze.

Und er schaute sehr genau hin.

Das Feuer brannte in vier flachen Schalen. Damit die Flammen Nahrung bekamen, waren die Schalen mit einem feinen, brennbaren Pulver gefüllt. Dieses Pulver sorgte auch für die blasse Färbung des Lichts, das einen Gegenstand einkreiste, in dem die Rattenkönigin begraben lag.

Weiter im Hintergrund der kleinen Tempelhalle erkannte der Wildhüter mehrere Säulen, zwischen denen ein Thron stand, auf dem die Rattengöttin wahrscheinlich ihren Platz finden würde.

Hakim konzentrierte sich mehr auf das Grab der Karni-Mata. Es war kein Sarg im eigentlichen Sinne, sondern erinnerte an eine hochkant gestellte Figur mit menschlichen Umrissen. Man sah Schultern, einen Kopf und auch Beine.

Ein seltsames Bild. So etwas hatte Hakim noch nie gesehen, nicht einmal auf Abbildungen. Das hier war völlig neu, denn er wußte nicht, wie er dieser Rattenkönigin begegnen sollte.

Jetzt sah er auch wieder die Ratten. Sie hatten sich um das Grab von Karni-Mata verteilt, lagen auf dem Boden, als wären sie keine lebenden Wesen, sondern eingefroren.

Eine graubraune Masse, die durch das Licht einen seltsam fahlen Schein bekommen hatte.

Der Vampir nickte, bevor er Hakim anschaute. »Was du hier zu sehen bekommst, das haben nur wenige menschliche Augen vor dir entdeckt. Nur die allertreusten Diener durften das Heiligtum von Karni-Mata betreten, sie aber nicht stören.«

»Und doch ist sie gestorben«, wagte Hakim zu sagen.

»Das stimmt, aber sie lebt trotzdem, denn ihre Feinde damals haben vergessen, daß es zwischen diesem Dolch hier und der Rattengöttin

eine Verbindung gab. Die Dolche besitzen allesamt ein Geheimnis. Auch dieser hier, denn innerhalb des Griffs befindet sich das Blut von Karni-Mata. Und nur mit ihrem Blut ist es möglich, sie aus dem langen Schlaf zu holen. Ich habe die Aufgabe übernommen, denn ich empfing den Ruf. Karni-Mata soll wieder so werden, wie sie einmal war. Sie muß ihre Macht ausbreiten können, damit sie eine ähnliche Stellung wie die Totengöttin Kali einnehmen kann, deren Geist unsterblich geworden ist. Daran konnte auch der Mann mit den sieben Dolchen nichts ändern. Kali lebt, Karni-Mata wird ebenfalls leben.« Nach diesen Worten hob der Vampir den Dolch in die Höhe. Das Licht aus den Schalen berührte die Klinge und gab ihr einen matten Glanz.

Hakim versuchte es ein letztes Mal. »Weshalb läßt du mich nicht gehen?« fragte er. »Du brauchst mich nicht, du kannst die Göttin allein erwecken. Was soll ich noch hier?«

»Ich habe dir zwei Funktionen zugedacht«, erklärte der Baron.

»Erstens hast du mich fahren müssen. Das liegt bereits hinter uns. Zweitens will Karni-Mata Opfer. Sie braucht das Blut der Menschen, da ist sie wie ein Vampir, und sie soll dich bekommen. Wenn sie aus ihrem langen Schlaf erwacht, wird ihr Blick auf dich fallen, und sie weiß dann genau, was sie zu tun hat. Es gibt kein Zurück mehr.«

Hakim schaute sich um. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Was konnte er tun? Wie kam er aus dieser verfluchten Klemme, in der er wie ein Todeskandidat steckte, wieder heraus?

Es war einfach zu schwer für ihn, mit dieser Angst eine Entscheidung zu treffen.

Zudem waren da noch die Ratten.

Vierbeinige, gefährliche, unheimliche Wächter, die ihn nie aus den Augen ließen.

Zusammengepfercht hockten sie am Boden, waren still, bewegten nicht einmal die Schwänze und lauerten nur.

»Ich werde sie jetzt befreien«, erklärte der Vampir-Baron. »Rühre dich nicht von der Stelle. Störe dieses weltbewegende Ereignis nicht, denn dann stirbst du einen so schlimmen Tod, wie du ihn dir in deinen kühnsten Träumen nicht ausmalen kannst.«

Hakim wußte, daß der Baron keine leere Drohung ausgestoßen hatte.

Sterben wollte er auch nicht. Vielleicht gab es noch eine Chance, wenn die Rattenkönigin frei war. Er mußte dann nur schnell sein, und zwar sehr, sehr schnell…

***

Baron von Tirano fand seinen Weg zwischen den Schalen hindurch.

Er steuerte sein Ziel direkt an und ging mit steifen Schritten auf die Figur zu.

Hakim ahnte, daß sie aus Stein bestand. Er wußte aber nicht, aus welchem Material, denn es sah manchmal so aus, als würden metallische Einschlüsse hindurchschimmern.

Der Baron blieb so nahe vor der Rattengöttin stehen, daß er sie berühren konnte.

Seine freie, bleiche Linke legte er auf eine Schulter und streckte dann die Rechte mit dem Dolch vor.

Metall gegen Stein. Hakim konnte sich nicht vorstellen, daß es die Klinge schaffte, den Stein zu zerschneiden. Aber was war in diesen Augenblicken und auch in den zurückliegenden Stunden schon normal gewesen? Nichts, gar nichts. Hier standen die Gesetze der normalen Welt auf dem Kopf, und die einer finsteren Magie hatten das Kommando übernommen.

Es kam zu einer ersten Berührung.

Nicht ein Geräusch entstand, nur ein winziger Kontakt. Stein, Dolch und Vampir waren miteinander verbunden. Sie bildeten jetzt eine Einheit, und irgend etwas dieser drei Dinge mußte einfach reagieren.

Es war der Dolch!

Einen dunkelrot schimmernden Griff besaß er und eine schwarze Klinge. Bei der Klinge änderte sich das sehr schnell. Die Farbe, die innerhalb des Griffs steckte, begann zu wandern und rann der Klinge entgegen. Sie verdrängte den schwarzen Glanz und sorgte dafür, daß ihn die rote Farbe überlagerte.

Er glühte wie ein unheimliches Feuer. Der Baron blieb ebenfalls nicht still. Aus seinem Mund drang ein fauchender Laut, und eine Sekunde später zog er die rotglühende Klingenspitze von oben nach unten.

Sie zerschnitt den Stein!

Es trat genau das ein, was der zuschauende Hakim nicht für möglich gehalten hatte. Als bestünde er aus Butter, so glitt sie hinein, wurde von der Hand immer tiefer gezogen und teilte das seltsame Grab der Rattenkönigin in zwei Hälften.

Hakim ging zurück. Sosehr ihn dieses Ereignis auch mitnahm und ansprach, er hatte seine eigene Sicherheit nicht vergessen.

Vielleicht fand er jetzt eine Chance zur Flucht, und er bewegte auch seinen rechten Arm, drehte die Schulter, damit er an das Gewehr kam.

Ein Schuß in den Rücken des Vampirs! Damit würde er einiges erreichen, denn die Kugeln besaßen ein Kaliber, das auch Elefanten von den Beinen haute.

Der Vampir-Baron hatte ihn vor den Ratten gewarnt. Und diese Warnung war nicht umsonst ausgesprochen. Sie ließen den Menschen keinen Augenblick aus ihren Blicken, und als er jetzt zurückging, da reagierten sie ebenfalls.

Hakim sah es nicht, er spürte nur die Aufprallwucht der Körper, als diese in seinen Rücken hämmerten.

Fast hätte er geschrien, denn die scharfen Zähne drangen durch seine Kleidung! Auf der Haut hinterließen sie Wunden. Hakim konnte sich nur mit großer Mühe beherrschen.

Hakim blieb nicht nur stehen, er ging genau die Schritte wieder nach vorn, die er zuvor in entgegengesetzter Richtung zurückgelegt hatte. An derselben Stelle blieb er stehen.

Sofort verschwand der Druck aus seinem Rücken. Allein die Schmerzen blieben. Er hörte, wie die Körper wieder zu Boden klatschten und konzentrierte sich nun auf die Befreiung der Rattenkönigin.

Der Vampir hatte seine Aufgabe beendet. Ihm war ein langer Schnitt gelungen, der sein Ende erst dicht über dem Boden fand.

Die Klinge hatte das Gestein tatsächlich in zwei Hälften geschnitten.

Hakim wollte in das seltsame Grab hineinsehen, der Baron ließ es nicht zu. Er deckte die Öffnung noch mit seinem Körper ab.

Dennoch glaubte der Wildhüter, einen goldenen Schimmer zu erkennen, wobei er sich aber auch getäuscht haben konnte.

»Karni-Mata!« sprach der Vampir-Baron. »Kein Weg war mir zu weit, keine Strapaze zu schlimm, um dich endlich aus deiner langen Gefangenschaft zu erlösen. Ich habe den Dolch gefunden, der mit deinem Blut gefüllt ist. Ich habe das Gefängnis geöffnet und bitte dich nun, dieses Grab zu verlassen. Komm mir entgegen, Karni-Mata, und nimm meine Hand, damit ich dich führen und dir all deine Diener zeigen kann, die schon sehnsüchtig auf dich warten!«

Der Blutsauger streckte einen Arm aus. Es war der linke, in der rechten Hand hielt er den Dolch, dessen Klinge nun wieder eine normale Farbe angenommen hatte. Sie schillerte ebenso schwarz wie vor der Befreiung.

Ob die Rattenkönigin die Hand des Blutsaugers umklammert hatte oder nicht, konnte Hakim noch immer nicht erkennen, bis der Blutsauger einen Schritt nach rechts trat.

Jetzt bekam Hakim freie Sicht!

Seine Augen wurden groß. Er hatte es geahnt, doch nun, als er den Tatsachen ins Gesicht sah, war es doch unglaublich.

In dieser jetzt offenen Grabkammer hockte tatsächlich ein Wesen, das ebenso aussah, wie es die alten Bilder in den Büchern der Geschichten und Legenden beschrieben.

Karni-Mata, die Rattenkönigin!

Eine Mischung zwischen Ratte und Menschen. Eine schaurige Mutation.

Der Kopf war gewaltig, ein übergroßer Rattenschädel mit spitzer Schnauze, hochstehenden Ohren und waagerecht verlaufenden Barthaaren. Das Maul war noch geschlossen, die Augen standen schräg innerhalb des häßlichen Gesichts, und sie besaßen den Glanz matter

Perlen.

Unter dem häßlichen Schädel begann ein normaler und auch wohlproportionierter Frauenkörper, der in einem goldenen, kleidähnlichen Gewand steckte. Auch die Arme und Hände waren menschlich. Hakim konnte sogar die langen Finger erkennen.

Dieses Wesen zeigte keine Anzeichen von Verwesung, die langen Jahre des Todesschlafs schienen der Rattenkönigin nichts ausgemacht zu haben.

Erst jetzt reagierten die Nager. Sie hatten ihre Königin gesehen, waren wie ausgewechselt. Hatten sie vorhin noch ruhig und gespannt auf dem Boden gelegen, so geriet plötzlich Bewegung in sie.

Sie blieben nicht mehr zurück. Jedes Tier wollte an die Königin heran, und sie wuchteten sich in die Höhe.

Zahlreiche Tiere sprangen und umkreisten ihre Königin, die von dem Baron aus dem Sarglager gezogen und zur Seite geführt wurde, als wäre sie eine Tänzerin und er der elegante Kavalier.

Nebeneinander schritten sie auf den Thron zu, begleitet von zahlreichen Ratten, die Karni-Mata huldigten.

Hakim wollte es wissen. Er sah seine große Chance allmählich kommen. Die meisten Ratten waren beschäftigt. Leider hielten sich in seiner Nähe noch zu viele auf, so daß er schlecht wegkonnte.

Aber er konnte etwas versuchen und dieser Rattenkönigin eine Kugel in den Rücken schießen. Er wollte sie durchlöchern, den Vampir gleich mit, dann waren die Biester bestimmt so abgelenkt, daß sie auf ihn nicht sehr achteten.

Ja, der Plan war gut, und ein Lächeln zuckte über die Lippen des Mannes, als er sich vorsichtig bewegte und das Gewehr von der Schulter rutschen ließ.

Er fing es behutsam auf, drehte es und mußte sich beeilen, denn fast hatten die beiden schon das Ziel erreicht.

Keine Ratte griff ein. Sie waren wohl nur darauf gedrillt worden, ihn anzugreifen, wenn er einen Fluchtversuch wagte.

Hakim zielte genau.

Er visierte den Rücken der Mutation zwischen Frau und Ratte an.

Sein Finger lag bereits am Abzug.

Ein kurzer Druck nur, dann…

Da krachte der Schuß!

***

Wir hatten es verdammt nicht einfach gehabt, trotz der Warnung unseres Freundes Mandra.

»Wir müssen in den Dschungel!« hatte er gesagt. »Und das kann böse werden.«

An diese Worte mußte ich denken, als wir uns durch den Busch

schlugen. Durch eine feuchte Hitze, gepeinigt von Insektenschwärmen, von Gefahren umlauert und jeden Augenblick darauf gefaßt, hinterrücks angegriffen zu werden.

Es war leider nicht die Zeit geblieben, uns so auszurüsten, wie wir eigentlich hätten in den Dschungel gehen müssen. Mandra hatte Stiefel besorgt, auch schwere Haumesser und den Geländewagen geliehen.

Der Inder ging voran.

Kaum ein Sonnenstrahl drang durch das fast zugewachsene Dach dieser grünen Hölle. Ich wunderte mich, daß ich überhaupt noch Luft bekam, denn was da in meine Lungen drang, war kaum zu atmen.

Der Schweiß lief mir in wahren Sturzbächen über den Körper.

Suko erging es nicht anders, auch Mandra Korab litt darunter.

Mit unseren Haumessern schlugen wir uns den Weg frei. Wir räumten zur Seite, was zur Seite zu räumen war. Lianen, Buschwerk, Zweige. Ich teilte einmal eine Baumschlange und vergaß auch nicht, in den Boden zu schlagen, wo sich ebenfalls gefährliche Fußangeln gebildet hatten.

Oftmals spritzte es hoch unter unseren Stiefelsohlen auf, wenn wir einen der flachen Tümpel durchquerten.

Mandra hatte die Führung übernommen. Er hielt auch den Kompaß in der freien Hand. Den genauen Weg kannten wir nicht. Wir mußten uns schon auf den Kompaß und unser Glück verlassen.

Mandra hatte zwar noch rasch in alten Beschreibungen nachgelesen, doch einen genauen Standort des Tempels hatte er nicht gefunden.

Es lag einfach zu lange zurück.

Noch hatten wir Tag. Bald aber würde die Sonne sinken. Wenn wir uns dann noch im Busch befanden, konnten wir so gut wie überhaupt nichts mehr erkennen.

Ich spornte Mandra durch mein Rufen an. Der Inder vor mir war nur schattenhaft zu erkennen. Hinter mir hielt Suko die Stellung.

Laut hatte ich rufen müssen, um das Klatschen der Haumesser gegen die grüne Wand zu übertönen, Mandra drehte sich um. Für einen Moment hielt er inne und wischte den Schweiß aus dem Gesicht. Sein Mund war verzerrt. »Verdammt, John, ich weiß auch nicht, wann wir unser Ziel erreichen.«

In meine Antwort klang das Klatschen meiner Hand, als ich gegen die Wangen schlug, um die Insekten zu töten. »Bewegen wir uns überhaupt in die richtige Richtung?«

Mandra schaute auf den Kompaß und nickte. »Das schon.«

Suko hatte neben mir haltgemacht. Sein Gesicht sah verquollen aus.

Die kleinen Quälgeister hatten deutlich ihre Spuren hinterlassen.

Bei mir würde es ebenso sein.

»Dann weiter!«

Wieder übernahm Mandra die Führung. Ich warf hin und wieder einen Blick hoch zum grünen Dach.

An einigen Stellen schimmerte der Himmel durch, aber er war sehr blaß geworden, denn bald war Sonnenuntergang.

Und wir kämpften uns weiter durch die grüne Hölle.

Es war ein verdammt hartes Ringen. Mein rechter Arm glich einem Dreschflegel. Ich hatte Blasen an der Hand bekommen. Zwei davon waren aufgeplatzt. Jetzt scheuerten Haut und Griff aneinander, es schmerzte fürchterlich. Dennoch machte ich weiter und durfte mir keine Pause gönnen.

Als Mandra Korab plötzlich stehen blieb, verhielten auch Suko und ich unsere Schritte.

»Fällt euch nichts auf?« fragte der Inder.

»Wieso?«

Er deutete nach unten. »Untersucht mal den Boden, dann werdet ihr etwas erkennen.«

Suko bückte sich, ich trat ein paarmal mit den Füßen auf. Beide kamen wir zu demselben Ergebnis. Suko fasste es zusammen. »Der Untergrund hat sich geändert. Er ist härter geworden.«

»Richtig. Es deutet darauf hin, daß wir es bald geschafft haben, denn auf Sumpfboden wird man auch in der Vergangenheit keinen Tempel gebaut haben.«

»Das ist wie bei den Möwen«, sagte ich.

Suko schaute mich scharf an. »Hast du schon den Dschungelkoller bekommen, John?«

»Nein, aber es wäre möglich. Wenn der Seefahrer Möwen sieht, weiß er genau, daß er es bis zum Land nicht mehr weit hat. Kapiert?«

»Haarscharf.«

In den nächsten Minuten schwiegen wir, denn die Plackerei ging weiter. Mandra kannte den Dschungel. Er hatte scharfe Augen und achtete trotz des düsteren Zwielichts auch auf Spuren.

Über die Schulter rief er zurück: »Hier war jemand!«

»Wann?«

»Noch vor kurzem.«

»Und woran erkennst du das?« fragte ich.

»An den Spuren. Da hat jemand sich nicht mit einer Machete den Weg bahnen können, sondern mit den bloßen Händen versucht, das Zeug abzureißen. So etwas kann man sehen.«

Mandra zeigte uns die Stellen. Wir waren beeindruckt. Leider konnten wir nicht feststellen, wie viele Personen diesen Weg vor uns genommen hatten. So mußten wir uns mit der Gewißheit zufrieden geben, daß es auch andere Leute gab, die dasselbe Ziel wie wir hatten.

Natürlich dachte ich sofort an den Baron von Tirano, wobei ich mir kaum vorstellen konnte, daß sich der Vampir allein durch den

Dschungel schlug. Von Blattgrün konnte er sich schließlich nicht ernähren. Wir waren aber erst einmal gewarnt, und das empfand jeder von uns als gut.

Unsere Pechsträhne war zu Ende. Wieder war es Mandra Korab, der eine Entdeckung machte: Ein hoher Stein oder eine Säule war von zahlreichen Pflanzen überwuchert.

Mandra war darauf aufmerksam geworden, als die Klinge seines Haumessers durch das Grün hieb und mit einem seltsam singenden Laut gegen irgend etwas Festes prallte.

Sofort blieb Mandra stehen. Die Machete hatte kaum gelitten. Mit der scharfen Seite kratzte er Schlingpflanzen und anderes Zeug vom Gestein ab.

»Jawohl«, sagte er, »das ist der Tempel.«

»Wenigstens ein Teil«, schränkte ich ein.

»Du hast auch immer was zu nörgeln.«

»Dann ist der Rest ja eine Kleinigkeit«, machte Suko uns beiden Mut und setzte sich in Bewegung.

Er verschwand in der grünen Wand, schlug jetzt vorsichtiger, und wir entdeckten abermals Spuren derjenigen, die vor uns den Tempel erreicht hatten.

Sie hatten sich nicht einmal Mühe gegeben, diese zu verdecken.

Anscheinend fühlten sie sich sehr sicher.

Es war wie ein Wunder. Urplötzlich standen wir vor dem Tempel und sahen auch die Öffnung im Mauerwerk.

Wie der dunkle Eingang eines Tunnels kam sie uns vor. Als wir hineinschauten, entdecken wir im Hintergrund das blasse Licht, wobei wir aber keine Gestalten oder Ratten sahen.

»Die sind schon da!« Suko hatte seine Stimme gesenkt.

Mandra und ich gaben keine Antwort. Nur um die Lippen des Inders zuckte es, und er tastete nach seinen Dolchen.

Ich konnte ihn verstehen. In seinem Innern mußte es aufgewühlt aussehen. Er stand dicht davor, auch den vierten Dolch zu bekommen, den man uns abgenommen hatte.

Suko ging ein paar Schritte zur Seite. Er schaute sich die alte Tempelmauer an und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Irgend etwas stimmt hier nicht, John.«

»Und was?«

»Betrachte mal das Mauerwerk rechts und links des Eingangs genauer. Das ist nicht so wie das übrige, das wir hier sehen.«

Nachdem Suko es gesagt hatte, fiel es auch mir auf. Die Mauern zu beiden Seiten des Tempeltors waren völlig anders. Überhaupt nicht glatt. Sie wirkten so, als hätte jemand Stücke herausgebrochen.

Sehr genau schauten wir uns die Formen an. Sie hatten tatsächlich

eine gewisse Ähnlichkeit mit…

Mandra sprach es aus. »Ratten«, sagte er. »Aufrecht stehende Riesenratten. Vielleicht als Wächter.«

Niemand widersprach. Nur ich fragte nach einer Weile: »Und wo können Sie jetzt sein?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht im Tempel«, sagte Suko. »Laß uns endlich reingehen und einen Schlußstrich ziehen.«

Der Wind war es nicht, der das Geräusch in unserem Rücken verursachte. Es mußte also einen anderen Grund geben.

Und den gab es auch.

Wir sahen ihn, als wir gleichzeitig herumwirbelten.

Aus dem Dschungel und auf den Hinterpfoten balancierend traten zwei mehr als menschenhohe Riesenratten…

***

Hakim kam es vor, als würde er die nächsten Szenen wie im Film erleben, wobei er überhaupt nicht zu den Darstellern gehörte, sondern im Kino saß und sich den Streifen anschaute. Er verdrängte die Tatsache einfach, daß er einer der Hauptakteure war.

Er hatte schon oft genug geschossen. Noch nie hatte ihn ein Schuß so erschreckt wie jetzt. Fast wäre ihm das Gewehr noch aus den Händen gefallen. Nur mit Mühe hielt er die Waffe fest und starrte aus brennenden Augen nach vorn.

Hakim hatte getroffen. Das Geschoß war voll in den Rücken der schrecklichen Mutation gefahren.

Die Rattenkönigin wurde von der Aufprallwucht nach vorn geschleudert und torkelte auf den Thron zu.

Auch der Baron wußte plötzlich, was die Glocke geschlagen hatte. Er drehte den Kopf nach links, weil er einen Blick auf die Königin erhaschen wollte.

In diesem Augenblick hatte Hakim das Gewehr ein wenig geschwenkt und zielte auf Baron von Tiranos Rücken.

Wieder drückte er ab.

Das schwerkalibrige Geschoß traf auch diesmal. Der Blutsauger konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er wurde zu Boden geschleudert, und sein wütender Schrei durchschnitt selbst das peitschende Echo des Schusses.

Der Vampir am Boden, die Rattenkönigin hatte die Übersicht verloren, die Nager selbst schienen auch durcheinander zu sein, denn sie blieben nicht ruhig und griffen auch nicht an. Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten, da sie keinen ausdrücklichen Befehl bekommen hatten.

Dieses Durcheinander kam dem Wildhüter zugute. Jetzt konnte er

seine Chance nutzen.

Auf der Stelle warf er sich herum. Er betete, daß die Kraft noch einmal zurückkehrte und ihm die Flucht ermöglichte. Mit gewaltigen Sprüngen hetzte er voran. Weit warf er die Beine vor, er wurde gleichzeitig auch schnell, denn er wußte, daß ihm keine lange Frist blieb. Lieber im Dschungel sterben, als von den Ratten oder deren Königin grausam umgebracht zu werden.

Wieder einmal wunderte sich Hakim, welch einen Widerstandswillen er aufbringen konnte. Das war schon unwahrscheinlich. Seine Beine schienen von einem Motor gelenkt zu werden. Er setzte sie automatisch voreinander, ohne lange zu überlegen.

Nur die Richtung mußte stimmen.

Dann hörte er den Schrei.

Die Rattenkönigin hatte ihn nicht ausgestoßen, das mußte der Vampir gewesen sein. Der hatte bemerkt, daß sein Opfer floh, und kaum war der Schrei verklungen, als ein schriller Pfiff durch den Tempel hallte.

Als dieser ihn erreichte, befand sich Hakim bereits in dem ersten großen Raum und nahm Kurs auf den Eingang. Obwohl er schnell laufen wollte, war es ihm nicht möglich. In der Dunkelheit zögerte er unwillkürlich. Instinktiv hatte er Angst davor, die Richtung zu verfehlen oder gegen etwas zu laufen.

Deshalb das Verschleppen des Tempos.

Und er vernahm ein anderes Geräusch.

Das Trappeln zahlreicher kleiner Füße, das allmählich zu einem Orkan anschwoll.

Die Ratten hatten den Befehl bekommen.

Sie wollten und sie würden ihn holen.

Hakim starrte nach vorn. Er suchte den Ausgang. Draußen war es noch nicht so finster wie im Tempel. Irgendwo vor ihm mußte sich ein graues Rechteck abmalen.

In der Tat entdeckte er die Öffnung. Sie »tanzte« vor seinen Augen auf und nieder. Er selbst hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, seine Schritte wurden noch länger, und immer stärker stieß er sich ab.

Doch sein Lauf war nicht mehr federnd, sondern stampfend geworden.

Und die Ratten wollten ihre Beute.

Sie waren schnell.

Hakim warf auch keinen Blick über die Schulter. Er wollte überhaupt nichts sehen, sondern nur weiterrennen und endlich den Ausgang erreichen. Nur wenn er es schaffte, den Tempel zu verlassen, hatte er vielleicht noch eine Chance.

Er würde auf einen Baum klettern oder versuchen, Feuer zu legen. So konnte er vielleicht gegen die verfluchte Rattenplage bestehen.

Das Schreien des Vampirs war verstummt. Allein die Tatsache, daß der Blutsauger so geschrien hatte, bewies dem Fliehenden die Richtigkeit seiner These.

Man konnte einen Vampir nicht mit einer normalen Kugel töten.

Höchstens an irgendeiner Sache hindern. Wenig später aber würde er zurückschlagen, wie auch bei ihm.

Hakim war nicht schnell genug.

Er sah die Ratten nicht, er hörte sie, denn das Trappeln der Füße schwoll zu einem regelrechten Brausen an. Ein Gefühl der Panik überkam den Flüchtling, und er wartete förmlich darauf, daß die ersten Nager in seinen Rücken sprangen.

Das geschah auch.

Die Schläge gegen den rückwärtigen Teil seines Körpers erwischten ihn wie ein Trommelfeuer. Ratte auf Ratte hieb dagegen und hackte sofort zu. Die kleinen, spitzen Zähne wirkten wie Messer, die ihre Chance suchten und auch fanden.

Sie zerfetzten die Kleidung, ließen Reste zurück, drangen bis auf die Haut durch, und der Wildhüter begann zu schreien, als er die Schmerzen spürte.

Ratten liefen an seinem Rücken hoch, erwischten die Schulter, den Kopf und bissen dort ebenfalls.

Der Mann ließ das Gewehr fallen. Mit beiden Händen griff er zu.

Er bekam die pelzigen Körper zwischen seine Finger, riß sie von der Schulter weg, drückte so hart zu, wie er konnte, vernahm das Brechen der Knochen und schleuderte die Tiere zu Boden.

Es war nicht einmal der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein.

Die Ratten waren einfach zu zahlreich.

Sie kamen in Massen.

Wieder sprangen sie den Mann an. Diesmal so hart und mit einer so großen Wucht, daß Hakim ihnen nicht mehr standhalten konnte und zu Boden geschleudert wurde.

Zunächst fiel er auf die Knie. Dort konnte er sich noch halten. Er schlug um sich, seine Hände fanden Ziele, es gelang ihm, einige Nager zu töten, doch die meisten setzten ihm zu.

Wo sie ihn überall gebissen hatten, wußte er nicht zu sagen. Es war unmöglich, die einzelnen Stellen auf seinem Körper zu lokalisieren, sie waren einfach überall.

Die Haut brannte…

Es dauerte nur Sekunden, bis ihn die Ratten überschwemmt hatten. Sie bissen sich an seinen Armen fest, so daß es dem Mann nicht mehr möglich war, sie zu heben.

Hinzu kam das Gewicht der Tiere, das Hakim langsam zur Seite drückte. Vergeblich kämpfte er dagegen an. Halten konnte er sich nicht mehr. Er kippte zu Boden und wurde von der braungrauen Flut

der Nager begraben…

***

Wir waren geschockt!

Da standen zwei menschengroße Ratten vor uns. Gewaltige Tiere, unheimlich anzusehen. Sie hatten sich auf ihre Hinterbeine gerichtet, und alles an ihnen war übergroß.

Die Köpfe, die Körper, die Beine, die Pfoten. Die Tiere hatten mit einer normalen Ratte fast nichts mehr zu tun. Vor uns stand eine widerliche Abart, und wir drei mußten uns erst von der Überraschung erholen.

Suko fand die Sprache wieder. »Das scheinen aber nette Tierchen zu sein.«

»Ja, die wollen mit dir spielen«, sagte ich.

»Du bist auch an der Reihe.«

»Frag mal, ob sie Pfötchen geben.«

Suko nickte. »Das werde ich auch. Aber auf meine Art.« Während dieser Antwort zog er bereits die Waffe. Es war die Silberkugel-Beretta.

Auch ich holte sie aus der Halfter, während sich Mandra mit zwei Dolchen bewaffnete.

Um den Ratten kein kompaktes Angriffsziel zu bieten, waren wir zur Seite getreten. Wir hatten uns getrennt und bildeten eine Reihe mit großen Zwischenräumen.

Die Ratten konnten jeweils nur einen von uns attackieren, einer war immer frei, um eingreifen zu können.

Die beiden Tiere hatten jetzt den Dschungel verlassen. Obwohl ich es nicht genau wußte, rechnete ich damit, Wächter der Rattenkönigin vor mir zu sehen. Sie hüteten ihr Grab, waren irgendwann in den Felsen eingeschlossen worden und nun freigekommen.

Aus welchem Grund?

Wahrscheinlich hatte man auch die Rattenkönigin mittlerweile befreit, und beide Reaktionen hingen zusammen.

Eine andere Erklärung wußte ich nicht.

Ein wenig plump hatten sich die beiden übergroßen Bestien bewegt.

Davon allerdings ließ sich niemand von uns täuschen. Es war ihren Körpern anzusehen, welch eine Sprungkraft in ihnen steckte, und die würden sie auch voll einsetzen.

Eine Ratte hielt genau Kurs auf mich. Die andere hatte sich Suko, meinen Nebenmann, aufs Korn genommen, während Mandra Korab rechts außen stand.

Ich zielte mit der Beretta schräg in die Höhe, und am Endpunkt der Mündungsverlängerung sah ich den Rattenschädel.

Das Ziel der Kugel.

Ein wenig kniff ich die Augen zusammen, spürte unter meinem rechten Zeigefinger den Abzug und zog ihn zurück.

Winzig war das Mündungsfeuer. Peitschend der Abschußklang, und im nächsten Augenblick sah ich den Volltreffer.

Das Silbergeschoß war haargenau in den Schädel der Ratte hineingefahren. Es hatte wie ein Faustschlag getroffen, dicht unter dem linken Auge des Monstrums.

Der Kopf wurde nach hinten geschleudert. Plötzlich war dort, wo die Kugel getroffen hatte, ein Loch entstanden, aus dem eine gelbe Flüssigkeit rann. Für einen Moment keimte die Hoffnung in mir hoch, es geschafft zu haben. Ich rechnete damit, dieses Monstertier fallen zu sehen, doch ich hatte mich geirrt.

Es blieb stehen.

Geweihtes Silber tötete diese Ratte nicht.

»Die Kugeln kannst du dir sparen«, rief ich meinem Freund Suko zu, wobei ich gleichzeitig zur Seite glitt, denn ich rechnete mit einem Angriff der Ratte.

Und ich hatte mich nicht getäuscht.

Das Tier wuchtete sich nach vorn.

Von einer Trägheit war nichts mehr zu merken. Die Ratte konnte sich gedankenschnell bewegen, und sie hätte mich mit ihrem Körper erdrückt, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihr auszuweichen.

Das schaffte ich mit einer gewissen Leichtigkeit. Die Ratte verfehlte mich, der Untergrund zitterte, als er den wuchtigen Schlag bekam, und sofort drehte sich das Tier nach rechts, um einen erneuten Angriff zu starten.

Für einen Moment sah ich in das getroffene Gesicht. Noch immer rann der seltsame Geifer aus dem Loch. Das Maul war aufgerissen.

Messerscharfe Zähne in beiden Kiefern. Sie würden mich zermalmen, wenn sie mich einmal dazwischen hatten.

»Zur Seite, John!«

Mandra Korab hatte geschrien.

Trotz der prekären Lage nahm ich mir die Zeit, über den Rattenkörper hinweg auf meinen Freund zu schauen. Der Inder hatte auch Suko zur Seite gestoßen und ging die zweite Ratte an, die sich noch nicht zu einem Angriff entschlossen hatte.

Mandra stand leicht geduckt auf dem Fleck. Nach links hin ein wenig gedreht und auch eingeknickt. Dabei hielt er den Dolch mit der roten Klinge in der rechten Hand, wobei er den Arm angehoben hatte.

Mandra wollte werfen!

Einen Lidschlag später wischte die Klinge bereits durch die Luft.

Ich sah nur einen roten Streifen, den der Griff hinterließ, danach bohrte sich der Dolch in die breite Brust der Riesenratte.

Damit nicht genug. Mandra nahm auch den zweiten Dolch. Und ihn

schleuderte er mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft in den Rücken der Ratte, die mich hatte vernichten wollen.

Das Messer traf auch hier.

Bis zum Heft blieb die Klinge darin stecken. Nur der rote Griff schaute aus dem dichten grauen Fell, wie eine in die Länge gezogene Perle aus Blut.

Schafften es die Dolche?

Ich hielt den Atem an, schaute gespannt zu und bekam mit, daß durch die gewaltigen Körper der beiden Ratten ein Zittern lief. Was meine Kugel nicht geleistet hatte, das gelang den beiden Dolchen.

Sie töteten die Biester.

Kein Tier konnte sich mehr halten. Zuerst erwischte es die auf den Hinterbeinen stehende Ratte. Der Körper wurde plötzlich zu schwer, die Beine hielten das Gewicht nicht mehr, und die Ratte sackte allmählich zusammen. Dann kippte sie.

Suko mußte zur Seite springen, sonst hätte ihn der fallende Riesenkörper noch erwischt.

Die zweite Ratte verging ebenfalls. Sie kippte einfach um, blieb auf der Seite liegen. Die Beine zuckten noch einmal, dann lag das Tier endgültig still.

Aus, vorbei, vernichtet…

Wir hatten sie geschafft.

Mandra lächelte knapp, schaute uns an und sagte: »Die Dolche funktionieren noch. Sie haben nichts von ihrer Kraft verloren, auch wenn sie mittlerweile in anderen Händen waren.«

Da hatte er recht.

Suko und ich schauten zu, wie unser Freund auf die toten Rattenkörper zutrat, die Griffe der beiden Waffen packte und die Klingen aus dem Fell zog. Von den schwarzen Griffen rann noch der Rest dieser gelblichen Flüssigkeit, mit der die Rattenkörper gefüllt waren.

Mandra steckte die Waffen wieder ein, nachdem er sie provisorisch gereinigt hatte.

»Wie konnten sie so werden?« fragte ich kopfschüttelnd.

»Magie«, antwortete Mandra.

»Aber welche?«

»Indien ist ein Land voller Rätsel, auch ich kenne nur einen Bruchteil. Wirklich, John!«

Das mußte ich ihm wohl oder übel glauben.

»Dann wollen wir uns mal den Tempel ansehen«, erklärte Suko und wandte sich dem Eingang zu.

Unser chinesischer Freund befand sich noch in der Bewegung, als wir die Geräusche vernahmen.

Sie waren in dem Tempel erklungen, und jeder von uns kannte das

rollende Peitschen.

»Da ist geschossen worden«, sagte Suko.

Wieder hatte sich die Lage geändert. Wir wußten nicht, wer die Schüsse abgefeuert hatte, konnten jedoch davon ausgehen, daß es sich um einen Menschen handelte. Dämonen verließen sich nicht auf Gewehre, die besaßen andere Mittel.

Menschen bei den Ratten?

Ich ballte die Hände. Plötzlich wurde es Zeit für uns. Geduckt huschten wir durch den offenen Eingang in das Innere des Tempels. Die Finsternis schluckte uns.

Weit, sehr weit vor uns schimmerte es heller. Was sich dort abspielte, konnten wir aber nicht erkennen.

Dafür hörten wir etwas anderes.

Schritte!

Rennend, hastig, stampfend. So hörten sich die Schritte nur an, wenn jemand auf der Flucht war.

Vielleicht die Person, die auch geschossen hatte?

Wenn es nur nicht so verflucht finster gewesen wäre!

Bei den hastigen Schritten blieb es nicht. Ein anderes Geräusch übertönte sie.

Ein Trappeln und leises Donnern, als würden unzählige kleine Füße über den Boden huschen.

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Ich wußte auf einmal Bescheid. Das waren Ratten.

»Oh, verdammt«, hörte ich Suko flüstern. Ihm erging es wahrscheinlich so wie mir.

Automatisch dachte ich an die Nager, gegen die wir in Lakanas Hütte gekämpft hatten. Das waren schon viele gefräßige Tierchen gewesen, hier im Tempel hörte es sich an, als würde eine ganze Armee von Ratten Kurs auf uns nehmen.

Dagegen kamen wir nicht an.

Schattenhaft erkannten wir vor uns eine Bewegung, vernahmen Schreie, hörten ein Stöhnen und im nächsten Augenblick einen dumpfen Laut und ein Klatschen.

Suko und ich zogen unsere Bleistiftleuchten. Ohne uns abgesprochen zu haben, leuchteten wir in die Richtung, aus der wir die letzten Geräusche vernommen hatten.

Die beiden Strahlen vereinigten sich zu einer hellen Insel, so daß wir erkennen konnten, was da geschehen war.

Ratten hatten sich auf einen Menschen gestürzt. Er kniete noch am Boden, kippte aber in diesem Augenblick zur Seite und wurde von den Nagern begraben.

Ob er eine Chance hatte, wußten wir nicht zu sagen. Vielleicht steckte noch ein Funken Leben in ihm. Solange diese Chance bestand,

wollten wir alles daransetzen, um das Leben dieses Mannes zu erhalten.

Suko und ich wollten vorstürzen, Mandra hatte etwas dagegen.

»Ich mache es!« rief er.

Wir hielten uns zurück, denn wir kannten unseren Freund.

Schließlich hatte er schon einmal bewiesen, wie man mit diesen verfluchten Bestien fertig wurde.

Zudem hätten wir überhaupt nicht die Chance bekommen, uns um den Mann zu kümmern, denn wir wurden angegriffen.

Sie kamen wie eine Welle!

In der Düsternis mehr zu ahnen als zu sehen. Als wir die Lampen schwenkten, konnten wir sie erkennen.

Vor Schreck übersprang mein Herz fast einen Schlag. Nein, diesen verdammten Ratten konnten wir nichts entgegensetzen, die würden uns überschwemmen und vernichten.

Sekunden blieben uns noch. Mandra konnte uns nicht zur Seite stehen, da er sich um das erste Opfer der Ratten kümmerte.

Wir konnten Kugeln hineinschießen, das hätte aber nicht viel gebracht.

Mit den Fäusten erreichten wir nur einen Teilerfolg, durch Tritte ebenfalls, und die Peitsche würde auch nicht viel bringen.

Was also tun?

»John!«

Es war Mandras Schrei, der mich herumfahren ließ. Ich leuchtete ihn an, sah, daß er sich aufgerichtet hatte und mit dem rechten Arm eine hastige Bewegung vollführte.

Etwas rot Glühendes flog durch die Luft.

Der Dolch!

Zwei hatte Mandra, einer war noch übrig. Und mit ihm sollten wir kämpfen.

Mandra hatte die Waffe so geworfen, daß sie keinen von uns verletzte.

Auffangen konnte ich sie trotzdem nicht. Sie fiel dicht hinter mir zu Boden. Da aber hatte ich mich bereits gebückt und riß den Dolch an mich. Ich schoß in die Höhe, kreiselte herum, stellte mich der Rattenflut und sah die ersten Körper, wie sie sich in die Höhe wuchteten, um uns anzuspringen.

In der nächsten Sekunde jagte mir allerlei durch den Kopf. Obwohl die Zeit so unwahrscheinlich kurz war, kam sie mir in diesen Augenblicken mehr als lang vor.

Ich dachte daran, wie Mandra mit der Waffe gekämpft hatte. Aus der Klinge war Feuer gedrungen, hatte sich über die Körper der Ratten verteilt und sie vernichtet.

All das war mir bekannt, denn ich hatte es selbst erlebt. Und ich

wußte auch, daß Mandra die für mich fremd klingenden Beschwörungsformeln gerufen hatte.

Ich kannte sie nicht.

Deshalb stand ich da und starrte den Ratten entgegen.

Neben mir kämpfte Suko bereits, und auch ich wurde angesprungen.

Die ersten Nager krallten sich an meiner Kleidung fest, sie bissen sich durch, andere folgten. Ich schlug und stach um mich, spürte bereits die Zähne auf meiner Haut und hörte abermals Mandras Schrei.

»John, die Heilige Silbe!«

Mein Gott, das war es.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr mich die Erkenntnis. Die Heilige Silbe Indiens, die aus drei Buchstaben bestand, hatte mir schon einmal geholfen, als ich in Kalis Schlangengrube um mein Leben kämpfen mußte.[1]

Es war die letzte Chance.

Also rief ich sie!

***

Karni-Mata hatte auf ihrem Thron Platz genommen. Endlich, nach so langen Jahren saß sie genau auf dem Fleck, der für sie allein gemacht war und den kein anderer besetzen durfte.

Sie hatte es sich bequem gemacht. Man konnte ihre Haltung als lässig bezeichnen. Die menschlichen Arme waren angehoben und angewinkelt. Sie lagen auf den hohen Lehnen, und die Spitzen der Finger hingen an deren Ende nach unten.

Beide Beine waren ausgestreckt, im Rücken spürte die Rattenkönigin den Widerstand, denn die Rücklehne reichte bis zum Ende ihres widerlichen Tierschädels.

Die Augen funkelten. Es war dieser Mutation anzusehen, daß sie sich freute. Endlich hatte sie wieder den Platz einnehmen können, der ihr zustand.

Nur ein Schönheitsfleck zeigte sich in ihrem Körper. Es war ein Loch, genau zwischen Taille und Brust.

Die großkalibrige Gewehrkugel hatte sie in den Rücken getroffen, war allerdings mit seiner ungeheuren Durchschlagskraft an der Vorderseite des Körpers wieder hinausgefahren und hatte dieses handgroße Loch hinterlassen, ohne allerdings das mutierte Wesen töten zu können.

Das gleiche war mit dem Vampir geschehen.

Auch ihn hatte die Kugel erwischt. Fast an der gleichen Stelle wie Karni-Mata.

Das Projektil war aus Blei gewesen, nicht aus geweihtem Silber, und so hatte der Vampir überleben können.

Aus dem Dunkel der kleinen Tempelhalle tauchte er auf.

Schattenhaft, schleichend, gefährlich. Dicht neben dem Thron blieb er stehen und sprach die Rattenkönigin an.

»Dieser Narr«, sagte er. »Wollte tatsächlich versuchen, uns mit einer Kugel zu töten.«

Karni-Mata nickte. Seltsamerweise verstand sie nicht nur die menschliche Sprache, sie antwortete auch in ihr. Nur hörten sich die Worte zischend und auch fiepend an.

»Er war trotzdem gefährlich.«

»Sicher, aber jetzt nicht mehr.« Baron von Tirano lachte leise. »Ich habe ihm die Ratten auf den Hals gehetzt.«

»War das Opfer nicht für mich gedacht?«

Von Tirano zeigte ein zerknirschtes Gesicht und nickte. »Natürlich, aber die Umstände haben es anders gewollt. Doch du wirst Opfer bekommen, meine Königin, das kann ich dir versprechen.« Er schaute in das Rattengesicht, bevor er fortfuhr. »Du glaubst gar nicht, wie sehr ich diesen Augenblick herbeigesehnt habe. Ich lernte die Ratten während meiner langen Gefangenschaft kennen und lieben. Ich verstand sogar ihre Sprache. Ja, ich, der Vampir. Und sie erzählten mir alles. Ein Name fiel. Karni-Mata. So erfuhr ich, daß du die Herrin, die Königin der Ratten, bist und alle Nager, die es auf dieser Welt gibt, deinem Kommando gehorchen. Ich bin ein Vampir, auch ich kann viel erreichen. Du aber mehr. Du mußt die Ratten sammeln, deshalb habe ich alles darangesetzt, um dich aus diesem verdammten Grab zu holen. Es war ein schwerer, ein weiter Weg, denn ich mußte zunächst diesen Dolch haben.« Er hielt ihn so hoch, daß Karni-Mata ihn sehen konnte.

»Die Mühen haben sich gelohnt. Jetzt bist du frei. Nun kannst du alle Ratten vereinigen und wie ein Sturm über das Land brausen. Ich werde versuchen, Artgenossen von mir zu finden. Es gibt bestimmt noch zahlreiche Vampire. Wir schließen uns zusammen. Gemeinsam sind wir unschlagbar und leiten den Untergang der Menschheit ein. Ratten und Vampire werden bald die Herren der Welt sein, wenn alles so läuft, wie ich es mir vorgestellt habe. Du bist doch einverstanden – oder?«

Der Rattenschädel bewegte sich nickend. »Ja, ich bin es. Aber machst du dir die Sache nicht zu einfach?«

»Wieso?«

»Wir haben nicht nur Freunde auf der Welt. Es gibt auch Gegner. Einen hast du gesehen.«

»Das ist nicht schlimm. Er wollte es versuchen. Ich brauchte ihn, um den Tempel zu finden. Jetzt haben ihn die Ratten längst vernichtet. Sie sind lange gelaufen und hungrig. Ich konnte sie sammeln und durch den Dschungel führen.«

»Und das alles, um mich zu erwecken?« sagte Karni-Mata. »Du bist

wirklich zu bewundern.«

»Nein, Königin, nicht ich. Ich bewundere dich. Dir gilt all mein Interesse, denn ich hoffe, daß wir sehr lange zusammenbleiben werden. Ein Vampir, der sich mit einer Rattenkönigin verbindet, das hat es noch nie gegeben, soviel ich weiß.«

»Es stimmt. Ich habe noch andere Beschützer.«

»Und wen?«

»Hast du die großen Ratten am Eingang gesehen?«

»Ja, die waren im Stein…«

»Sie leben!« erklärte die Rattenkönigin. Beim Sprechen bewegte sie kaum ihre Schnauze. Es war schon seltsam, daß menschliche Laute aus diesem Maul drangen. Der übrige Teil des Schädels bewegte sich nicht.

Er war und blieb starr nach vorn gerichtet. »Als ich erweckt wurde, da verließen sie ihre Plätze, um den Tempel gegen Feinde zu verteidigen. Sie werden auch weiterhin an meiner Seite bleiben, denn sie sind…«

Karni-Mata hörte mitten im Satz auf zu sprechen. Etwas mußte sie irritiert haben, denn sie veränderte auch ihre Haltung.

Die Mutierte blieb nicht mehr so steif sitzen. Sie beugte ihren Kopf vor, stemmte sich mit den normalen Händen ab und drückte so den Körper in die Höhe.

»Was ist geschehen?« fragte der Blutsauger.

»Die Ratten«, flüsterte sie. »Meine beiden Wächter.«

»Sind frei…«

Karni-Mata stieß ein hohes Pfeifen aus. Sie ballte die Hände zu Fäusten und schlug auf beide Sessellehnen. »Ja, frei sind sie. Das ist auch alles. Aber sie sind tot!«

Von Tirano zuckte zurück. Er konnte es nicht fassen, hatte aber auch keinen Grund, den Worten der Rattenkönigin nicht zu trauen.

»Tot?« hauchte er, »wie ist das möglich?«

»Man hat sie umgebracht. Ich spüre es.«

»Und wer?«

»Gefährliche Männer. Sie haben den Tempel entdeckt, und sie werden eindringen.«

Von Tirano ahnte, wer diese Männer waren. Sehr gut erinnerte er sich an den Maskenball der Monster, als plötzlich zwei Leute aufgetaucht waren, die John Sinclair und Suko hießen. Die hatten den Maskenball auf ihre Art und Weise aufgelöst und die Frau unter Kontrolle gehabt, die den Dolch zu ihm bringen sollte.

Dann mußten sie jetzt seine Spur gefunden haben, und es war ihnen sogar gelungen, zwei Riesenratten zu töten.

Unglaublich…

Von seinem Verdacht sagte der Vampir der Rattenkönigin nichts.

Er wollte ihn vorerst noch für sich behalten. Seine nächste Antwort klang optimistisch. »Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Gegen deine Leibwächter sind sie vielleicht angekommen, aber die Armee der Ratten schaffen sie nicht. Da werden sie zerfetzt.«

»Hoffentlich, hoffentlich…« Karni-Mata war nicht nur aufgestanden, sie hatte sich auch einige Schritte von ihrem Thron entfernt und starrte nach vorn.

Der Blick bohrte sich in die Dunkelheit. Auch im Finstern konnte sie nichts sehen, da gehorchte sie den normalen Gesetzen. Sie schüttelte den Rattenschädel. »Ich kann es nicht begreifen, ich kann es nicht nachvollziehen. Wir müssen hin«, sagte sie plötzlich.

»Wohin?«

»Zum Ausgang!«

***

Es war nicht ungefährlich, für einen Unreinen die Heilige Silbe zu rufen. Diese Formel durfte nur in Notsituationen und von bestimmten Menschen gerufen werden, von sogenannten *Reinen*, zu denen sich auch Mandra Korab zählen konnte.

Ich aber war ein Unreiner, jemand, der aus einem anderen Land, aus einem anderen Erdteil stammte.

Nur hatte ich einen Vorteil anderen gegenüber.

Es war das Kreuz!

Aus uralter Zeit stammte es, und derjenige, der es hergestellt hatte, war ein sehr weiser Mann gewesen, der zahlreiche Geheimnisse kannte.

Auch die ferner und fremder Länder, und er hatte auch von der Heiligen Silbe und deren Kraft gehört.

Aus drei Buchstaben bestand sie.

AUM.

Agni, Varuna (Es gibt zwei Schreibweisen: Varuna und Uaruna) und Marut.

Die Götternamen, auch Symbole für die drei Elemente der alten Inder.

Feuer, Wasser und Luft.

Wer diese Silbe rief, der versuchte, den Schutz der Götter zu bekommen, um das Gute auf seine Seite zu ziehen. Gleichzeitig konnten die Elemente auch zerstörend wirken, wenn sie von einem Unreinen gerufen wurden.

Ich war gewissermaßen ein Mittelding, denn ich verließ mich auf mein Kreuz, Nicht umsonst hatte man mich als den Erben des Lichts bezeichnet.

Zudem wußte ich Mandra Korab in meiner unmittelbaren Nähe.

Er hatte mir geraten, die Silbe zu rufen, und ohne einen Grund war

dies nicht geschehen.
Also rief ich die Buchstaben!
Laut und deutlich drangen sie über meine Lippen. Ich spürte nicht mehr das Gewicht der sich an meinem Körper festklammernden Ratten, ich war nur allein auf den Erfolg konzentriert.
Kreuz und Silbe mußten sich vereinigen.
Sie taten es!
Urplötzlich wurde es hell.
Es war keine strahlende Helligkeit, mehr ein blasser Schein, der die Höhle erfüllte und einen Stich ins Grünliche bekam. Auch der Dolch leuchtete so ähnlich. Die schwarze Klinge war anders geworden, der Griff ebenfalls, und diese seltsame Fahlheit griff auch auf die Rattenkörper über, denn sie hüllte die Tiere ein.
Konturenscharf sah ich meine beiden Freunde. Suko stand näher zu mir. Er hatte die Arme hochgerissen und die Handkanten gekrümmt, wirkte in diesen Augenblicken wie ein menschliches Denkmal und schaute zu, wie die Ratten von seinem Körper fielen.
Als wäre eine unsichtbare Hand gekommen, um sie abzustreifen, so sah es aus.
Die Ratten purzelten in die Tiefe. Sie hatten den Boden noch nicht berührt, als sie sich bereits auflösten und innerhalb einer Wolke aus Staub vergingen.
Aber nicht nur die Ratten an Sukos Körper, auch diejenigen, die sich bei mir einen Platz ausgesucht hatten, konnten dieser göttergleichen Kraft nichts mehr entgegensetzen und vergingen.
Das gleiche geschah mit den Tieren, die sich in Mandras Nähe aufhielten.
Ich schaute in das Gesicht meines Freundes. Der Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen. Mandra spürte den Sieg auf der gesamten Linie. In seinen Pupillen spiegelte sich der Widerschein des fahlen Leuchtens. Hart und scharf traten die Wangenknochen hervor. Mandra schaute zu, wie die Ratten allmählich zu Staub zerfielen.
Noch ein Körper kam zum Vorschein.
Es war der Mann, der auch geschossen haben mußte, denn ein Gewehr lag in seiner Nähe. Er lag noch immer auf der Seite, nun allerdings vom Druck der Ratten befreit.
Ob er noch lebte, war im Augenblick nicht zu erkennen. Wir sahen nur, daß seine Kleidung völlig zerfetzt war, und erkannten auch die zahlreichen Wunden auf seinem Körper.
Das Kreuz war ebenfalls aktiviert. Ich spürte seine Kraft, die auch auf mich einwirkte. Irgendwie fühlte ich mich freier, lockerer.
Ich konnte Gefühle und Gedanken klarer formulieren, die Kraft der drei von mir angerufenen Götter schien mich zu durchströmen.
Es glich schon einem kleinen Wunder. Wieder einmal wurde uns

demonstriert, wozu Weiße Magie fähig ist.
Keine Ratte überlebte.
Ich hatte Kräfte gegen sie eingesetzt, denen die Nager nichts entgegenstellen konnten.
Nur Staub blieb zurück.
Allmählich schwächte sich das Licht ab. Der Schein ging zurück, die Dunkelheit des Tempels gewann wieder die Oberhand, und im letzten geisterhaften Licht sah ich zwei Gestalten.
Sie hielten sich im Hintergrund des Tempels auf, nahe eines hohen Gegenstandes, der eine Gestalt deckte.
Vielleicht ein Irrtum, vielleicht auch nicht. Jedenfalls deutete nichts darauf hin, daß auch meine beiden Freunde die Gestalten gesehen hatten. Möglicherweise war eine von ihnen sogar Karni-Mata gewesen.
Noch wußte ich es nicht.
Wir kamen allmählich wieder zu uns. Suko bewegte sich als erster.
Um sprechen zu können, mußte er sich die Kehle freiräuspern.
»Verflixt, John, das war haarscharf.«
»Sogar noch knapper«, erwiderte ich. Wie eine Statue stand ich auf dem Fleck. Erst jetzt rührte ich mich und rieb mir den kalten Schweiß von der Stirn.
Mandra Korab sprach nicht. Er bückte sich und schaute nach dem am Boden liegenden Mann.
Ich ging zu den beiden, sah den Dolch an und schüttelte den Kopf.
Nein, die Waffe hatte ich nicht benötigt. Ich wollte sie Mandra wiedergeben, er lehnte ab. »Warte noch, John, vielleicht brauchst du sie. Es ist ja nicht alles vorbei.«
Da hatte er recht.
Ich leuchtete mit meiner kleinen Lampe den Unbekannten an, während Suko die Umgebung mit Argusaugen beobachtete, damit wir nicht noch hinterrücks böse überrascht wurden.
»Lebt er?« fragte ich.
Mandra nickte und hob gleichzeitig die Schultern. »Eigentlich ist er so gut wie tot. Es ist mir ein Rätsel, daß er trotzdem überlebt hat. Schau dir nur die Wunden an.«
Das tat ich auch. Sie waren am gesamten Körper verteilt und hatten auch das Gesicht nicht ausgelassen. Schwach war der Atem des Mannes, kaum feststellbar.
Der Mann war ein Einheimischer. Ich erkundigte mich bei Mandra Korab, ob er ihn kannte.
»Leider nicht, John, aber sieh dir die Kleidung an. Es ist zwar nicht mehr viel zu erkennen, doch so laufen keine Städter herum. Der Mann muß etwas mit dem Dschungel zu tun gehabt haben, darauf deuten auch die Stiefel hin.«
»Vielleicht ist er ein Jäger.«

»Da kannst du recht haben. Jäger oder Wildhüter. Davon gibt es zahlreiche in dieser Gegend.«

»Auf jeden Fall stand der nicht auf Seiten unserer Gegner«, faßte ich zusammen.

Mandra erhob sich wieder. Er nickte zu meinen Worten und strich dabei über sein Haar. »Da wäre noch etwas«, sagte er. »Wir können ihn nicht mitnehmen und müssen ihn erst einmal liegenlassen. Hast du etwas von der Rattenkönigin gesehen?«

»Möglicherweise.« Da Mandra gespannt auf eine Antwort wartete, wollte ich ihn nicht enttäuschen und berichtete von den beiden Gestalten, die ich zu sehen geglaubt hatte.

»Ja, das kann die Rattenkönigin gewesen sein. Fragt sich nur, wer die andere Person ist.«

»Ich tippe auf Baron von Tirano.«

»Den Blutsauger?«

»Wen sonst? Er wollte doch zu Karni-Mata. Er liebt die Ratten über alles, hat sich mit ihnen verbündet und ist ihnen ewig dankbar, weil sie ihn befreit haben.«

Mandra schüttelte den Kopf. »Ein Vampir und eine Rattenkönigin, ich kann es einfach nicht glauben.«

»Du wirst es aber glauben müssen, du Narr!« Die Stimme hallte uns aus dem Hintergrund des Tempels entgegen, und nicht nur ich hatte sie erkannt, sondern auch Suko.

Er sprach den Namen aus. »Baron von Tirano, der Vampir…«

***

Sie waren beide sehr siegessicher gewesen, dann aber hatte sie die fremde, die so andere Magie wie ein harter Schlag getroffen. Besonders schwer war es für Karni-Mata gewesen, denn die Magie richtete sich vor allen Dingen gegen sie.

Die Rattenkönigin war auf alles gefaßt gewesen, nur darauf nicht, daß es jemand wagte, die Heilige Silbe auszusprechen. Hinzu kam, daß es noch ein Fremder gewesen war, ein Unreiner, und die Kraft der Silbe hatte sich nicht gegen ihn gestellt.

Das konnte es nicht geben, das durfte nicht wahr sein. Damit waren uralte Gesetze aufgehoben worden, denn in der Überlieferung hieß es, daß die Silbe gegen die finsteren Mächte gerichtet war und nur dem Reinen gehorchte.

Karni-Mata bekam die Macht zu spüren. Sie sah plötzlich das Licht, und sie durchdrang es mit ihren kleinen Rattenaugen. Deutlich waren die anwesenden Personen zu erkennen.

Drei an der Zahl.

Den Wildhüter zählte sie nicht mehr mit, denn über ihn waren ihre Ratten hergefallen.

Aber die drei anderen.

Karni-Mata kannte keinen von ihnen. Einer allerdings war ein Einheimischer. An seinem Turban deutlich zu erkennen. Instinktiv wurde der Rattenkönigin bewußt, daß mit diesem Mann nicht zu spaßen war. Er machte ihr ganz den Eindruck eines harten Kämpfers. Seine und die Gestalten der anderen beiden hoben sich glasklar vom Hintergrund ab.

Die Ratten zerfielen.

Karni-Mata konnte es mit den eigenen Augen sehen, und auch sie merkte, daß Kräfte sie angriffen, denen sie nichts entgegensetzen konnte. Hatte man sie vorhin der Haltung und ihrem Gehabe wegen noch als Königin bezeichnen können, so bröckelte von diesem Eindruck so ziemlich alles ab.

Sie fühlte sich plötzlich schwach und hilflos. Die Glieder und besonders ihr Schädel wurden schwer, so daß sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Der Baron bemerkte davon nichts. Er war auf negative Weise von den Ereignissen fasziniert, und erst als die Rattenkönigin unmotiviert gegen ihn stieß und er den Kopf zur Seite wandte, sah er, daß etwas mit ihr geschah.

Sie wurde schwach und schwächer.

Tirano fing sie auf. In dem bleichen Gesicht des Vampirs zuckte es. Er spürte nichts von der anderen Kraft, die sich in der Höhle ausgebreitet hatte. Gegen so eine Magie war er gefeit.

»Was ist?«

Der Blutsauger bekam keine Antwort auf seine zittrig gestellte Frage.

Die Rattenkönigin kippte ihm entgegen, und er sah mit Schrecken, wie sich ihre Haut allmählich veränderte und von Sekunde zu Sekunde grauer wurde.

Nahte das Ende?

Der Vampir wollte es nicht hoffen, aber er wußte nicht, wie er dieser Magie begegnen sollte.

Karni-Mata riß noch einmal ihre Kräfte zusammen. Spaltbreit öffnete sich das Maul. Gehauchte Worte drangen daraus hervor, und von Tirano hatte Mühe, sie zu verstehen.

»Schaff mich hier weg, schaff mich weg…«

»Wohin?«

»In den Sarg, in das Grab, es schützt…«

Selten in seinem untoten Dasein hatte sich der Vampir-Baron so beeilt wie in diesen Augenblicken. Mit beiden Händen faßte er die Rattenkönigin unter und zog sie tiefer in die Tempelhalle hinein.

Dabei überschritt er auch die Schwelle zum zweiten Raum und gelangte dorthin, wo auch das Grab der Rattenkönigin stand.

Ein offenes, seltsames Grab! Aufgetrennt durch einen Dolch, und in

dieses Grab wollte Karni-Mata wieder hinein. Von Tirano fragte nicht mehr nach dem Grund, er tat das, was man ihm geheißen hatte, und er beeilte sich dabei, denn die Rattenkönigin verlor immer mehr an Kraft.

Konnte sie überhaupt noch existieren, oder waren alle Mühen und Plagen umsonst gewesen?

Der Vampir hoffte es nicht. Er wollte die Macht, und Karni-Mata hatte gegen eine Verbindung mit ihm nichts einzuwenden gehabt.

Der Blutsauger zerrte die Rattenkönigin in das Grab hinein. Sie konnte dabei wie auf einem hochstehenden Hocker sitzen, und als sie den Platz eingenommen hatte, fiel sie nach rechts.

Wie eine Puppe…

Hastig schloß der Vampir die beiden aufgeschnittenen Hälften der Grabkammer wieder. Weiterhin waren die zwei Hallen von der Weißen Magie erfüllt. Das Grab jedoch mußte wie eine Insel in dieser für Karni-Mata tödlich wirkenden Magiehalle sein. Von Tirano konnte nur hoffen, daß sie trotz allem überlebte.

Er ging hinter dem Grab in Deckung. Verzerrt war sein Gesicht, den Mund hatte er geöffnet, die beiden Blutzähne stachen weit aus dem Oberkiefer hervor.

Die Untätigkeit gefiel ihm ebenfalls nicht. Er hockte da, wartete und lauerte. Er wußte die Gegner in der Nähe und konnte dennoch nichts unternehmen.

Aus seiner Sicht tragisch war auch das Schicksal der zahlreichen Ratten. Keiner der vierbeinigen, gefährlichen Helfer hatte überlebt, sie waren der Magie zum Opfer gefallen, und er hoffte, daß das gleiche nicht auch mit Karni-Mata geschah.

Dem Vampir blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Bisher hatte er Erfolge verzeichnen können. Eine Glückssträhne lag hinter ihm, die sich nun ins Gegenteil umzukehren schien.

Allmählich verlöschte das seltsame magische Licht. Die Dunkelheit gewann die Oberhand, und das Grinsen im Gesicht des Blutsaugers vertiefte sich. Noch war nicht alles verloren. Die fremde Magie flachte ab. Sie hatte ihm nichts getan, und er war sicher, daß seine große Stunde noch kommen würde.

Er wußte nicht, ob er die Rattenkönigin jetzt schon befreien sollte.

Deshalb wartete er ab, bis es wieder völlig dunkel geworden war und nur noch die Flammen in den Schalen brannten.

Ihr Licht reichte dem Vampir. Er konnte sich in der zweiten Höhle umschauen und würde auch merken, wenn sich jemand näherte.

Schwungvoll warf er seinen Umhang zurück, schlich vor und preßte ein Ohr gegen die Rückseite des seltsamen Grabs.

Kein Geräusch war zu hören. Die Rattenkönigin verhielt sich still.

Vielleicht konnte sie sich nicht mehr regen, rechnen mußte er mit

allem.

Der Vampir-Baron hob die Hand, krümmte seine Finger und kratzte gegen die äußere Haut des Grabmals. Mit dem bleichen knochigen Mittelfinger tippte er so hart dagegen, daß dieses Geräusch auf der anderen Seite einfach vernommen werden mußte.

Die Antwort folgte.

Ebenfalls als Klopfzeichen.

Der Blutsauger war beruhigt. Dieses Zeichen vorhin hatte ihm bewiesen, daß es Karni-Mata noch gab, und er hatte jetzt nichts Eiligeres zu tun, als die beiden Hälften wieder auseinanderzuklappen.

Abermals hockte sie statuenhaft auf dem Sitz. Nichts regte sich im Gesicht der Ratte. Der Blick des Barons huschte am Körper der Mutation entlang.

Selbst bei der schlechten Beleuchtung erkannte er, daß sich die Farbe der Haut nicht so zurückgebildet hatte wie vor diesem seltsamen Angriff. Sie war grauer und stumpfer geworden. Wahrscheinlich waren auch andere Dinge zurückgeblieben, die er auf Anhieb nicht sah.

»Wie geht es dir?« hauchte er.

Die Rattenkönigin blinzelte ihn an. »Ich… Ich bin zu schwach!« hauchte sie. »Die Magie war stark…«

»Aber du lebst.«

»Wenn die Feinde kommen, ist es aus.«

Die Worte der Rattenkönigin hatten den Vampir hart getroffen.

Er erwiderte zunächst nichts, blieb hocken und starrte zu Karni-Mata hoch.

»Was kann ich für dich tun? Kann ich dir die Kraft wieder zurückgeben, die man dir genommen hat?«

»Es… Es gibt eine Möglichkeit.«

Von Tirano horchte auf. »Sag sie!« zischte er. »Sag sie!«

»Ich brauche den Dolch!«

»Meinen?«

»Ja, gib ihn her! Er ist ein Teil von mir. Als ich damals starb, wurde er mit meinem Blut gefüllt. Jetzt will ich es zurückhaben, denn in dieser Flüssigkeit steckt noch die Kraft der Vergangenheit.«

»Du bist dir sicher?«

»Wenn ich es sage…«

»Dann werde ich dir den Dolch geben, denn ich tue alles für dich, Karni-Mata.« Während dieser Worte griff der Vampir unter sein schwarzes Jackett und holte die Waffe hervor. Auf seinem Handteller ließ er sie liegen und sah, wie die Rattenkönigin unter Mühen den rechten Arm hob, um den Dolch an sich zu nehmen.

Der Blutsauger reichte sie ihr.

Karni-Mata umklammerte den Griff mit fünf Fingern. Bevor sie etwas unternahm, nickte sie ihrem Verbündeten zu. »Schau nach, was die

anderen machen. Lenke sie ab, denn ich brauche Zeit!«

»Wie lange?«

»Ich weiß es nicht, weil ich zu schwach bin. Ich kann nicht einmal den Ruf ausstoßen, der meine Freunde, die Ratten, herbeiholt. Das wird sich ändern, alles wird anders.«

Der Vampir nickte heftig. »Darauf kannst du dich verlassen, daß alles anders wird. Ich schwöre es.« Mit diesen Worten zog er sich zurück und ließ Karni-Mata allein.

So ganz paßte ihm ihr Vorschlag nicht. Er wollte sich den anderen eigentlich nicht zeigen, aber wenn sie es wünschte, sollte es auch so geschehen.

In den letzten Minuten hatte er nichts mehr von den Eindringlingen gehört. Jedoch war er sicher, daß sich die drei noch im Tempel aufhielten. Sicherlich nahe des Eingangs, damit sie schnell fliehen konnten. Diese Suppe wollte er ihnen versalzen.

Keiner sollte den Tempel mehr lebend und als Mensch verlassen.

Die Dunkelheit gereichte dem Vampir zum Vorteil. Das war seine Szenerie, da konnte er sich lautlos und geschickt bewegen, ohne von den anderen überhaupt bemerkt oder gesehen zu werden.

Er schlich auf leisen Sohlen, verließ den zweiten Tempel, betrat den ersten, wandte sich nach links, tauchte ein in die Schwärze und verschmolz mit ihr.

Von Tirano wollte einen Bogen schlagen, um die drei Gegner überfallartig angreifen zu können.

Aus dem Finstern hervorschießen, die Zähne in den Hals hacken und wieder verschwinden.

Er mußte sie durch rasche Aktionen lahmen und ein gewisses Durcheinander schaffen. Nur so konnte er etwas erreichen.

Lichtpunkte leuchteten ihm entgegen. Weit vor ihm strahlten sie auf, blitzten wie Sterne in der Finsternis, und ein heller Strahl stach aus einer kleinen Lampe dem Boden entgegen.

Sie unterhielten sich.

Deutlich vernahm der Vampir die Stimme des Geister Jägers, den er so haßte.

Er dachte an den Maskenball der Monster, an all seine Getreuen, Sinclair hatte sie ihm genommen.

Wut überschwemmte den Baron!

Hatte er sich bisher noch beherrschen können, so war dies nun vorbei.

Zudem hatte er sich ungesehen den drei Feinden so weit genähert, daß er sogar Gesprächsfetzen verstehen konnte.

Sie zweifelten an einem Bündnis zwischen ihm und der Rattenkönigin.

Diese Zweifel räumte er aus dem Weg.

Aus dem Dunkeln gab er die haßerfüllt klingende Antwort. »Du wirst es aber glauben müssen, du Narr…«

***

Ja, das war der Vampir-Baron. Da hatte sich mein Freund Suko nicht getäuscht.

Irgendwo lauerte er, und zwar rechts von uns, das hatten wir trotz der Verzerrung seiner Stimme noch heraushören können.

Suko hatte denselben Gedanken gehabt wie ich, denn er schwenkte seine kleine Bleistiftleuchte und stach den Strahl hinein in die Finsternis.

Wir packten ihn.

Wahrscheinlich hatte sich der Vampir zu sicher gefühlt. Urplötzlich huschte etwas Helles über sein Gesicht, und in diesem Augenblick erkannten wir ihn.

Die verzerrten Züge, die aufgerissenen Augen, die geisterhaft bleiche Haut – so hatte er sich schon auf dem Maskenball der Monster präsentiert. Und jetzt war er hier. Einen besseren Beweis hätten wir nicht bekommen können.

Auch Mandra hatte ihn gesehen.

Das Gesicht befand sich noch im Schein der Lampe, als der Inder bereits startete. Er schien etwas gutmachen zu wollen, denn mit gewaltigen Sprüngen tauchte er in die Dunkelheit ein und wurde auch von uns nicht mehr gesehen.

Natürlich blieben wir nicht stehen. Wir kannten die Gefährlichkeit des Vampirs, aber auch Mandra Korab war nicht ohne. Nur mußten wir sichergehen.

Unsere kleinen Lampen ließen wir eingeschaltet. Die Lichtfinger tanzten im Rhythmus unserer Bewegungen, zudem schwenkten wir die Lampen und sahen plötzlich die beiden Gestalten.

Beide tauchten im Lichtschein auf und verschwanden ebenso schnell.

Wir hatten uns den Standort merken können.

Ein uns wohlbekanntes wütendes Fauchen drang durch die Finsternis.

Solche Geräusche gaben nur die Vampire von sich. Daß dieses Fauchen kein Triumphschrei war, merkten wir im nächsten Augenblick, als eine schattenhafte Gestalt auf mich zuwirbelte und abermals in den Lichtstrahl geriet.

Diese Art von Bewegungen kannte ich. So torkelte nur jemand, der einen Treffer kassiert hatte, und der Baron war von einem wuchtigen Hieb erwischt worden.

Ich schnellte ihm entgegen.

Mit der Handkante senste ich zu. Bei einem Menschen hätte ich nicht so hart geschlagen, aber der Untote würde den Hieb verdauen. Ich wollte ihn nur am Boden haben.

Das gelang.

Er wurde oberhalb des Kragens getroffen, genau im Nackenansatz, wo seine Haare endeten. Ich hatte gegen eine kalte, beinahe steinharte Haut gedroschen, und der Blutsauger wurde meinem Freund Suko genau vor die Füße geschleudert.

Er war eine sichere Beute.

Bevor sich der Vampir zu einer Gegenreaktion aufraffen konnte, war Suko schon unten. Die Hände krallten sich in der Kleidung fest, und mit einem mächtigen Ruck riß er unseren Gegner in die Höhe, wobei er im Griff des Inspektors hängen blieb.

Baron von Tirano rührte sich nicht mehr. Er wagte es nicht, denn ich leuchtete nicht nur ihn an, sondern auch mein Kreuz, das ich in der rechten Hand ziemlich dicht vor sein Gesicht hielt.

»Aus, Herr Baron«, sagte ich spöttisch. »In Deutschland hast du es geschafft. Hier nicht.« Ich schüttelte den Kopf.

Mandra kam herbei. Neben mir blieb er stehen. Für einen Moment schaute er den Blutsauger an, dann machte er einen Schritt nach vorn und begann damit, unseren Gegner zu durchsuchen.

Mandra tastete ihn mit flinken Fingern ab und schüttelte den Kopf.

»Der Dolch ist nicht da.«

»Wo hast du ihn?« fragte ich.

Von Tirano lachte meckernd.

»Soll dich das Kreuz verbrennen?« fragte ich in sein Lachen hinein.

»Willst du zu Staub werden?« Ich trat noch einen kleinen Schritt vor, um meine Drohung zu unterstreichen.

Der Vampir wand und drehte sich in Sukos Griff. Er versuchte loszukommen, doch der Chinese hielt eisern fest. Noch weiter riß von Tirano seine Augen auf, als ich das Kreuz näher an ihn heranbrachte.

Sein plötzliches Schreien klang schrill wie der Laut einer Sirene, und Mandra Korab fragte jetzt: »Wo befindet sich der Dolch?«

»Ich… habe … ihn nicht!« krächzte der Vampir.

»Wer dann?«

»Sie!«

»Karni-Mata?« fragte der Inder.

»Ja.«

Ich warf einen Blick zur Seite und schaute in Mandras Gesicht.

Sukos Lampenstrahl leuchtete ihn ein wenig an. Die Züge von Mandra Korab waren hart wie Granit. Er schien ein anderer geworden zu sein, und noch einmal stellte er die Frage.

»Wo finden wir sie?«

»Im Tempel!«

»Weiter hinten?«

»Ja, in der zweiten Halle!«

Mandra schaute uns an, nickte und sagte: »Haltet ihn fest,

verdammt.«

Dann war er verschwunden.

Wir folgten ihm langsamer. Den Vampir aber nahmen wir mit, denn wir wollten sehen, ob er geblufft hatte…

***

Karni-Mata kämpfte!

Die Rattenkönigin hatte es doch härter erwischt, als sie zugeben wollte. Sie befand sich in einem schrecklichen Zustand. Saft- und kraftlos war sie geworden. Zwar hielt sie noch den Dolch fest, doch sie war nicht mehr in der Lage, den Arm anzuheben, weil die Kraft sie verlassen hatte.

Wieder versuchte sie es. Karni-Mata wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie mußte den Griff zerbeißen, damit das Blut wieder in ihren Körper strömte und sie es schlucken konnte.

Würde ihr das gelingen?

Alles war anders geworden. Die Magie der Heiligen Silbe hatte ausgereicht, um ihre Kräfte zu rauben. Wäre sie nicht in den letzten Augenblicken geschützt gewesen, dann…

Ihre Gedanken brachen ab. Sie hatte ein fremdes Geräusch gehört.

Schritte, die sie nicht kannte, denn ihr Freund, der Blutsauger, war es nicht, der sich näherte.

Ein anderer.

Bestimmt ein Fremder. Einer, der zu den dreien gehörte, die in den Tempel eingedrungen waren.

Ausgerechnet jetzt erschien er, wo sie so schwach geworden war.

Stellte er sich als Feind heraus, würde es ihm nichts ausmachen, radikal ihre Existenz zu vernichten.

Einen letzten Versuch wollte sie starten.

Sie bekam den rechten Arm kaum in die Höhe. Nur ein wenig konnte sie die Hand von ihren Knien abheben. Dabei zitterte sie, starrte nach vorn und sah die Gestalt in den Lichtschein der vier brennenden Flammen treten.

Unheimlich, groß und düster wirkte der Mann mit dem Turban auf dem Kopf.

Es war der Inder.

»Karni-Mata!« vernahm sie seine dumpfe Stimme. »Ich habe lange gesucht, jetzt ist es soweit. Ich bin Mandra Korab, der wahre Besitzer der sieben Dolche, und ich werde dir den, den du in deiner Hand hältst, jetzt wegnehmen.«

»Nein!« schrie sie, »du wirst nichts, du…«

Da sprang Mandra vor. Er packte den Arm der Ratten-Mutation, riß ihn hoch und hämmerte ihn nieder, genau auf die Kante der Sessellehne, und die Faust, die den Griff umschlossen hielt, öffnete

sich quälend langsam.

Der Dolch rutschte hervor, fiel zu Boden und wurde von Mandra Korab mit einer gedankenschnellen Bewegung aufgehoben.

»Du!« ächzte die Rattenkönigin, »du…«

»Ja, ich«, sagte Mandra nickend, trat wieder vor die Bestie und stieß zu.

Er traf den Schädel.

Die Klinge, die der Rattenkönigin eigentlich hätte Kraft bringen sollen, vernichtete sie nun.

Als Mandra den Dolch wieder hervorzog, da schrumpfte der Kopf zusammen, wurde zu einem handgroßen Ball, der sich allmählich auflöste.

Zurück blieb ein kopfloses und blutleeres Monstrum, nur mehr eine Hülle. Mandra starrte auf den Dolch. Er lächelte kalt. Jetzt hatte er den vierten zurück.

Das Lächeln erstarb, als ein Schrei ihn herumfahren ließ.

***

Wir waren da.

Und der Vampir hatte mitbekommen, wie seine Verbündete vernichtet wurde.

Das konnte er nicht verkraften. Vielleicht hatte Suko nicht mehr so genau aufgepaßt, jedenfalls gelang es dem Blutsauger, sich durch eine heftige Bewegung aus dem Griff zu befreien.

Zu heftig war sie. Als er sich zur Seite wuchtete, prallte er genau gegen das Kreuz.

Ein zweiter Schrei hallte durch den Rattentempel. Unheimlich, schrecklich.

Ein Todesschrei…

Wir sahen den Baron taumeln, schauten in sein verzerrtes Gesicht, wo der Abdruck des Kreuzes deutlich zu sehen war und sich immer tiefer in die Haut fraß.

»Und die anderen Dolche?« rief Mandra.

Keiner wußte etwas.

Ich sprang auf von Tirano zu. Genau in dem Augenblick brach er zusammen und fiel zu Boden.

Blitzschnell bückte ich mich. Vielleicht wußte der Vampir mehr, denn noch war er nicht vernichtet. »Wo finden wir die weiteren Dolche? Wo, zum Henker?«

Blasiger Schaum stand vor seinen Lippen. Er vermischte sich bereits mit dem Staub, da der Mund auseinander fiel.

»Wo?«

»Träne!« gurgelte der Vampir und krallte seine Hände in den Stoff meiner Hose. »Träne des Teufels… euch … vernichten …« Ein Zucken

lief durch seinen Körper, die Augen verschwanden in den Höhlen, als hätte sie jemand hineingedrückt, dann war der Vampir-Baron endgültig vernichtet.

Ich erhob mich. Meine Freunde starrten mich an. »Habt ihr die Worte gehört?« fragte ich.

»Ja«, sagte Suko. »Die Träne des Teufels. Aber was ist das?«

»Keine Ahnung.« Ich hob die Schultern. »Weißt du es, Mandra?«

»Auch nicht.«

»Aber wir haben eine Spur.« Ich gab mich optimistisch. »Die Träne werden wir schon finden, verlaßt euch drauf.«

Im Rattentempel hatten wir nichts mehr zu suchen. Zu viert verließen wir ihn. Und alle vier lebten wir.

Auch der so schwerverletzte Wildhüter. Und das war, so finde ich, ein guter Abschluß.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 026 »Kalis Schlangengrube«